Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Der Wilderer.

Von Maximilian Böttcher.

Ein trüber September-Tag neigt sich dem Abende zu. Der Himmel zeigt regenschweres düsteres Grau. Der Wind weht heulend von Norden her; ächzend biegen sich unter ihm die schlanken Föhren, und gleich wie aus Furcht drängen sie sich mit Stämmen und Geäst aneinander; dabei geht von ihnen ein Stöhnen und Wimmern aus, das gar gruselig anzuhören ist für den einsamen Wanderer. Es ist, als ob böse Geister, die keinen Frieden finden können, ihr Wesen treiben in dem dunkeln Forste.

Aus der dichten Schonung, die sich an das hohe Holz anschließt, schleicht lautlos gleich einem Wilde ein großer, breitschultriger Mann, das Gewehr schußbereit in den Händen. Seine Beine stecken fast bis an den Leib herauf in hohen Jagdstiefeln. Den gewaltigen Oberkörper bedeckt eine Joppe von Lodenstoff, deren einstige Färbung Wind und Wetter in ein fahles Grau verwandelt haben. Verwahrlost und verblichen wie dieses Gewand ist auch der Jägerhut, an dessen brüchigem Filz kein Gemsbart oder Federstutz prangt. Das Gesicht des Mannes ist gelblichbraun wie seine Hände. Kinn, Wangen und Oberlippe bedeckt ein spärlicher ungepflegter Bart. Von den Nasenflügeln abwärts und um die Mundwinkel herum haben sich tiefe Furchen eingegraben, die deutlich ein verkümmertes Gemüt und einen herben, entschlossenen Charakter verraten. Die braunen Augen aber funkeln, und aus ihnen leuchten düstere Leidenschaften.

Mit scharf spähendem, rasch erfassendem Blicke, wie man ihn wohl den Indianern nachrühmt, dem nichts entgeht, kein Vogel im Gezweig, keine Wildfährte im Moose — so schaut der Wilderer vor sich und in das hohe Holz hinein. Nirgends aber war die Spur eines lebenden Wesens zu bemerken. Vögel und Eichhörnchen sind vor dem Sturme in die Nester geschlüpft; das Wild steht fest in der Dickung; die Herren Förster aber sitzen gut warm daheim in den windsichern Stuben und schmauchen sich eins. Der Wilderer aber traut der Ruhe nicht; vorsichtig geht er jedem abgefallenen Ästchen aus dem Wege und langsam bewegt er sich vorwärts. Nun hat er den Waldrand ganz erreicht. Er stellt sich hinter den Stamm einer großen Eiche und blickt auf das Städtchen nieder, das sich nur wenige hundert Schritte entfernt dort unten am Fuße der Bergeskette in die Ebene hinaus ausbreitet. Wie verändert sich da sein Blick! Wehmütigen Auges schaut er hinab; denn das Gehöft, das weitab nach rechts liegt, das mit dem roten Ziegeldache, ist ja sein Eigentum, „die Burg des Wilderer-franz“, wie es die Leute nennen.

In dem verwitterten Gesichte des einsamen Spähers zuckt es heftig von Hohn und verbissenem Schmerz. Sein Eigentum! Als ob ihm von alledem noch ein einziger Stein gehörte? Ihm, dem Wilderer, dem Geächteten! Nein! er hat keinen Besitz, keine bleibende Stätte mehr. Aber seinem Weibe gehört's, seiner Klara, und — seinen beiden schwarzhaarigen Mädels, ja wirklich seinen, was auch die Leute alles munkeln mögen in letzter Zeit über die Klara! Wie lange war's doch her, daß er sie nicht gesehen! Am ersten August war's gewesen, als die Jagd eröffnet wurde, da hatte es ihn nicht mehr gelitten in der dumpfen Stube, auf dem engen Gehöft. Da hatte er seine alte, treue Büchsflinte über die Schulter geworfen und war fortgeschlichen in den Forst, um seinen ersten Rehbock für das Jahr zu schießen. Und richtig! Bald war der alte Bursche ihm schußrecht gekommen, der prächtige Kerl, den er schon lange vorher ausgespürt, mit einem Gehörn von eines halben Armes Länge! Behende die Büchse an die Backe, ein Knall! — und im Feuer bricht er zusammen, durchs Blatt geschossen. Regungslos lag er hingestreckt, da Franz herankam, um ihn abzufangen; kein Zucken mehr, kein Schlagen mit den Läufen! Und so blieb dem Jäger — dank seinem trefflichen Schuß — der angstvolle, verzweifelte Blick aus dem Auge des verendenden Wildes erspart. Wie er aber seine Beute packen will, um sie in der Schonung zu bergen, da ertönt drüben im Erlenholz plötzlich das kurze Gebell eines Dachshundes. Mit einem Satz ist er hinter dem Elsengebüsch geborgen. Doch wie er sein Fernglas hebt, um zu erspähen, ob etwa ein Forstbeamter, vom Knall angelockt, da drüben herumstreicht, sieht er plötzlich von rechts her — auf kaum hundert Schritte — einen blanken Büchsenlauf auf sich gerichtet. Vor Schrecken starr, hört er einen Schuß fallen, und eine Kugel schlägt dicht über seine linke Achsel hinweg in dem dünnen Elsenstamme hinter ihm pfeifend ein, so daß die Holzsplitter ihm nur so um die Ohren fliegen. Seiner Sinne nicht mächtig, ohne zu überlegen, und von der rasenden Wut gepackt, sich an dem hinterlistigen Mordversuch des jungen, unreifen Forstbeamten zu rächen, hebt er sein Gewehr. Das bartlose, von Eifer gerötete Gesicht des jungen Beamten sieht er mehr keck als zornig zu ihm hinüber spähen; aber er zweifelt und zuckt nicht. Ein Ruck am Abzuge, und einen Augenblick später wälzt sich die grüne Gestalt des Forstgehilfen blutend im Moose.

Dann war er fortgestürmt, über die Wiese hinweg, in die schützende Schonung hinein. Kurz bevor er die ersten Kusseln erreicht hatte, da war ihm — hui — noch eine zweite Kugel ganz dicht am Ohr vorbeigesaust und — patsch — kaum zwei Schritte vor ihm in eine Kiefer geschlagen. Wie er später erfuhr, hatte sie ihm der alte Förster nachgesandt, der bei dem Dachshund im Erlenholz gewesen. Die Grünröcke waren wirklich beide durch seinen Schuß angelockt worden, ohne daß einer vom andern wußte, und waren so von zwei Seiten her gegen ihn angegangen. Sie hätten ihn so ganz sicher abgefangen, aber die rücksichtslose Gewaltthat des Jüngeren wollte es anders und brachte dem Voreiligen ein hartes Schmerzenslager und langes Siechtum ein. Obgleich sofort auf den Wilderer eine regelrechte Treibjagd abgehalten wurde, so gelang es doch nicht, seiner habhaft zu werden; und ob seitdem sämtliche Grünröcke ohne Unterlaß hinter ihm her waren und er manch feisten Bock ihnen vor der Nase wegschoß, so glückte es niemand, den Wilddieb zu fassen; ja es gelang ihnen nicht einmal, denjenigen ausfindig zu machen, der den Hehler für die reiche Beute des Wilderers abgab. Bald erlahmte auch der Eifer, ihn zu fangen, trotzdem 300 Mark Belohnung darauf standen, da sich jedermann sagen mußte, daß dieser heißblütige Mann, dessen Freiheitsdurst und Naturliebe unbezähmbar waren, sich nicht ohne verzweifelten Kampf ergreifen und auf Jahre hinaus ins Zuchthaus sperren lassen würde. Lieber gar nicht an die 100 Thaler denken, als Gefahr laufen, daß einem eine Bleikugel in die Rippen saust! . . . So blieb er bald wieder, nachdem er sich erst einige Wochen lang jenseits der Grenze verborgen gehalten, unbehelligt in den Forsten des Städtchens, in dem sein Weib und seine Kinder wohnten. Aber noch hatte er nicht gewagt, sein Haus zu betreten, so sehr ihm auch schon die Sehnsucht nach seinen Lieben zugesetzt hatte. Wie es daheim bei ihm zuging, darüber hatte er verschiedenes erfahren. Der bisherige Revierbeamte war pensioniert worden, weil er angeblich die Verfolgung des Wilderers zu lässig betrieben; der neue Förster aber schien es ernster und in eigener Art anzufassen; zusammen mit dem Gendarmen umlauerte er ständig, Tag und Nacht, das Gehöft. Ja, der Herr Förster Bandel — so hieß er — sollte sich bei seiner Klara ordentlich festgesetzt haben; er sollte den galanten Hausfreund bei ihr zu spielen suchen, brachte den Kindern Geschenke — kurz, er machte sich angenehm. Gewiß, nur aus Diensteifer! Nur um ihn, den Wilderer, einmal mit List abzufangen, that er das. „Sicher, sicher nur deshalb.“ So sprach es sich der Wilderer, der hinter der Eiche verborgen noch immer mit unruhigen Blicken nach seinem Gehöft hinüber spähe, halblaut zu; dabei aber quälten ihn die Gedanken an all das Schlimme, das sein Hehlershelfer, der Müller Anton, ihm beim letzten Zusammensein über sein Weib zugeflüstert hatte.

Plötzlich zuckt der Wilderer leicht zusammen: drüben auf dem Wege, der von der Stadt her auf den Forst zuführt, ist in diesem Augenblicke eine menschliche Gestalt aufgetaucht, die näher und näher kommt. Bald erkennt er, daß es der Pfarrer des Städtchens ist. Wilderer und Geistliche haben wenig miteinander zu thun, denkt Franz, der Wilderer; höchstens, daß der Geistliche auch dem Wilderer das Abendmahl reicht, wenn dieser ans Sterben kommt. Aber er, der Franz, wird den Herrn Pfarrer wohl schwerlich zu sich bitten in seiner letzten Stunde; erstens hält er nicht viel von Kirche und Abendmahl, und dann wird er ja sicher einmal irgendwo — gleich dem Wilde — im Walde sterben. Und ewig kann das ja nicht mehr dauern, dieses Leben. So lange es Sommer war und warm, da ging es ja zur Not. Da konnte man's aushalten im Walde Tag und Nacht, und nur alle acht Tage auf ein paar Stunden Unterschlupf in der Müh'e des Anton. Aber jetzt, da es Herbst wurde, und der Winter kam auch wohl bald . . . da mußte es ja ein Ende nehmen so oder so. Vielleicht schoß ihn der Förster nieder, vielleicht auch fing man ihn wirklich. Aber gewiß nicht, bevor er seine letzte Kugel aus dem Lauf gejagt hatte! Und die würde treffen, so gut wie die erste, die er einem Menschen auf den Leib gezielt! Besser noch! Die mußte sitzen, Kopf oder Herz, denn er haßte diese Beamten, die ihm nachstellten genau so, wie sie's dem Raubzeug, dem Fuchs und dem Wolfe thaten! Zwischen jenen und ihm, da war Todfeindschaft; da gab's keinen Pardon Er oder ich! Und wenn er dann zu dem versuchten Totschlag noch den wirk-

Einen Augenblick später wälzt sich die grüne Gestalt des Forstgehilfen blutend im Moose.

lichen auf dem Kerbholz hatte, dann . . . dann kam zu guter Letzt wohl die Stunde, wo der Geistliche erschien, ihm das Abendmahl gab und ihn zur Richtstatt begleitete . . . . . ach, könnte er doch sein Klärchen noch einmal sehen, und seine beiden schwarzhaarigen Mädels, seine Mädels, seine Mädels! . . . . .

Der Pfarrer war inzwischen noch näher herangekommen; keine hundert Schritte mehr ist er von dem Wilderer entfernt Da ergreift den heimatlosen Mann unbezähmbar das Verlangen, mit dem Pfarrer zu sprechen. Freilich, ein Freund ist es ganz gewiß nicht, schon deshalb nicht, weil Franz niemals zu seinen Predigten in die Kirche gegangen ist und auch seine Kinder nicht hat taufen lassen. Aber der alte Herr ist als ein mild denkender Mann bekannt; gewiß ist er jetzt wieder auf dem Wege ins Nachbardorf zu einem Kranken; er wird ihm sicher Rede und Antwort stehen, wenn er gefragt wird, ob das denn wahr ist, was der Mülleranton angedeutet hat von seinem Klärchen und dem Förster Bandel . . . . . Aber wird dann nicht am Ende der Pfarrer ihn, den Wilderer, den steckbrieflich Verfolgten, der Behörde verraten? Wird dann nicht die Hetze doch auf ihn von neuem losgehen? Aber sei es darum! Mögen sie doch kommen, die Grünröcke! Er wird ihnen zu begegnen wissen!

Der alte Pfarrer schrickt heftig zusammen, als er auf einmal der riesigen Gestalt eines verwildert aussehenden Menschen, der noch dazu ein Gewehr über der Schulter trägt, gegenüber steht. Schon greift er mit der Hand in die Tasche, um alles gutwillig zu geben, als der Verwahrloste, seinen Hut ziehend, sich höflich verbeugt und sagt: „Guten Tag, Herr Prediger! Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe. Aber ich hätt' so gern ein paar Worte mit Ihnen gesprochen. Ich bin der Franz Bitthorn." Und da der Geistliche ihn noch immer halb erschreckt, halb erstaunt anblickt, setzt er hinzu: „Der Wilderer-franz!"

„Ach, . . . jetzt erkenn' ich Sie erst . . . richtig . . . richtig! Sie sind es ja wirklich!" erwidert der Geistliche in beinahe freundlichem Tone. „Sie halten sich also thatsächlich wieder hier in der Gegend auf? Ich hätte das nicht gedacht, wenn's auch alle Leute sich erzählen."

„Ja, ich bin hier . . . aber heute noch verlass' ich die Gegend," antwortet der Franz ausweichend. Er möchte sich doch nicht gerade selbst die Verfolger auf den Leib hetzen.

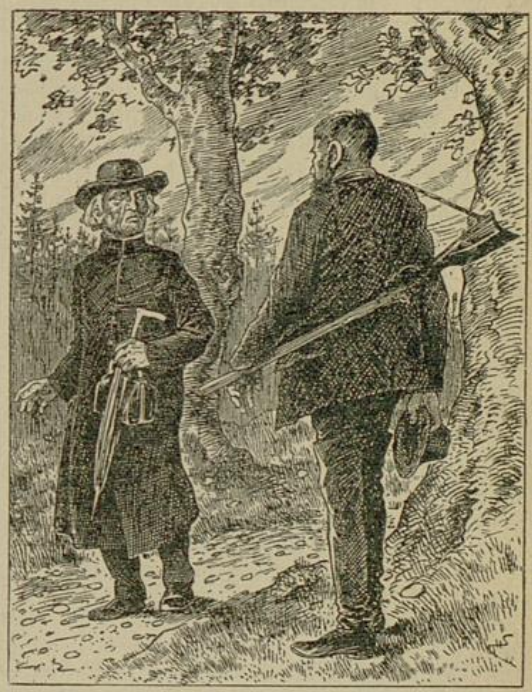
„Sie wollten mit mir sprechen! Was soll ich Ihnen sagen?" fragt der Seelsorger, aus dessen bartlosem, rundlichem Gesichte Gutmütigkeit und Menschenliebe herausschauen.

„Hm . . . hm . . ." macht der Franz verlegen.

„Reden Sie nur, Sie brauchen sich nicht zu scheuen!"

„Also, Herr . . . Herr Pfarrer," stößt Bitthorn heraus . . . „man hat mir zugetragen, daß meine Frau und der neue Förster, der Bandel, na, Sie werden ja vielleicht selbst davon gehört haben . . ."

„Die Menschen reden viel, was sie nicht verantworten können. Ich aber, als Seelsorger, meine, über Ihre Frau ist ganz gewiß nicht Klage zu führen. Seit das war, daß Sie damals den armen Forstgehilfen entzweigeschossen haben, ist Ihre Frau eine eifrige Kirchengängerin geworden, und sie hat auch die Kinder taufen lassen."



„Guten Tag, Herr Prediger! Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe."

„So, so . . ." macht der Franz; es steigt etwas wie Groll in seiner Seele auf. Warum that sein Weib, was er niemals gethan haben wollte?

Der greise Pfarrer ist ein guter Menschenkenner. Er liest den Leuten die Gedanken von der Stirn.

„Ihnen scheint das nicht recht zu sein?" fragt er kurz, aber ganz ohne Unwillen.

„Hab' nie ein Hehl daraus gemacht, Herr Pfarrer, daß ich nichts halte vom Kirchengehen und vom Taufen. Wenn's wirklich einen Herrgott im Himmel geben sollte . . ."

„Es giebt einen, Bitthorn, es giebt einen, der alle Schuld rächt!" fällt der Seelsorger dem Wilderer da mit Eifer in die Rede. „Sie sollten doch Gottes Finger deutlich genug gespürt haben, da Ihre Schuld Sie zwingt, unstät und flüchtig zu sein wie Kain, der seinen Bruder tötete."

„Sie mögen ja recht haben, Herr Prediger!" erwidert Franz ein wenig kleinlaut. „Aber mir ist das alles gleichgültig! Ich . . . ich bin halt doch ein verlorener Mann, ein gehetztes Raubtier, das keine Stunde mehr Ruhe hat im Leben, ich . . . ich möchte nur noch das eine wissen, das eine, wonach ich Sie vorhin gefragt habe . . ." Die

Lippen des Wilderers beben vor innerer Erregung, die Adern an seinen Schläfen sind dick angeschwollen; seine Augen funkeln; es ist, als wollte er seine Blicke dem Seelsorger bis in die verborgensten Winkel des Gehirnes bohren, um jeden, auch den heimlichsten Gedanken zu erfahren.

„Ich sagte Ihnen ja schon, was ich davon halte," erwiderte der Geistliche, der jetzt seine milde Ruhe wieder gewonnen, in fast abweisendem Tone.

Franz findet nicht gleich eine Entgegnung. Seine Zweifel sind durch die erteilte Antwort nicht gehoben.

Der Pastor beobachtet den unglücklichen Mann scharf. Indem er jetzt einen Schritt zur Seite macht und seinen Schirm, den er immer, bei gutem wie bei bösem Wetter, mit sich zu führen pflegt, fester faßt, hebt er wieder an: „Aber ich habe keine Zeit, lieber Bitthorn, hier noch länger mit Ihnen zu stehen. Ich muß nach Strelenau zu einem Schwerkranken. Es sollte mich indessen freuen, wenn Sie mich noch ein Stückchen Weges begleiten wollten. Vielleicht können wir noch dieses und jenes miteinander plaudern, wenn es Ihnen das Herz erleichtert . . ."

Der Wilderer zögert. Die senkrechte Falte zwischen seinen Brauen gräbt sich tiefer.

„Sie brauchen sich nicht zu sorgen," fährt der Geistliche fort. „Die Förster sind, wie ich sicher weiß, heute alle zum Amtstag in der Stadt, wo sie dann ja immer bis in die Nacht hinein beisammen sitzen. Die Bauern aber stecken alle in der Kartoffelernte. Da werden wir kaum jemand begegnen."

Franz brummt etwas unwillig vor sich hin, tritt dann aber doch an die linke Seite des rüstig weiter schreitenden Geistlichen. Vielleicht — so denkt er — giebt er dir doch noch genauere Auskunft über die Klara . . .

Die beiden wandern eine ganze Weile schweigend nebeneinander dahin, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Der Sturm hat nachgelassen, und der Laubwald, durch den sie gehen, liegt still und feierlich da in der bunten Farbenpracht des Herbstes. Die Drosseln huschen durch die Baumkronen und reißen im geschickten Fluge von den Ebereschen die leuchtenden Beeren ab; ein Eichhörnchen schießt pfeilgeschwind über den Weg. Drüben aber, wo die sinkende Sonne den Wolkenschleier zerrissen hat, ist der weite Himmel wie in flüssigen Purpur getaucht. . . .

Nun hebt der Geistliche wieder an zu reden: „Sagen Sie, erklären Sie mir, wie sind Sie dazu gekommen, ein Wilderer zu werden?"

„Sie wissen es nicht?" so fragt, anstatt Antwort zu geben, der andere dawider.

„Es gehen freilich so allerhand seltsame Gerüchte um. Was sind Sie denn eigentlich? Wo stammen Sie her?"

„Ich bin von Geburt Wiener und habe das Gymnasium durchgemacht wie irgend einer, der später die Universität beziehen will!"

„Was Sie sagen!" fährt der Geistliche in unverhehltem Erstaunen auf, bleibt mitten auf dem Wege stehen und mustert seinen Begleiter von unten bis oben.

„Ja, hab' mir's auch nicht träumen lassen," spricht der andere mit gerunzelter Stirn weiter, „daß es noch mal so weit mit mir bergab gehen würde!"

„Erzählen Sie mir doch Ihr Schicksal. Vielleicht, daß wir beide ein weniges daran lernen!" erwidert der Seelsorger milde, fast liebevoll.

„Nun ja," entgegnet der Wilderer, immer noch trotzigen Tones, „ich will Ihnen den Gefallen thun!" und indem er tief aufseufzt, „Aussprache soll ja erleichtern!"

Der Geistliche nickt zur Antwort nur still vor sich hin, und Franz beginnt nach ein paar heftigen Atemzügen seine Erzählung:

„Mein Vater besaß in Wien ein großes Ausfuhrgeschäft für Eisenwaren. Aus geringen Anfängen heraus hatte er sich durch Fleiß und Sparsamkeit zum reichen Großkaufmann emporgearbeitet. Nur eine Leidenschaft besaß er, der rastlose, genaue Mann, der nicht spielte, nicht trank, nicht rauchte — er liebte die Jagd über alles. Nahe bei Wien hatte er ein großes, wildreiches Jagdrevier gepachtet, und dahin zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, so oft er sich nur irgendwie einen Tag von Geschäften frei machen konnte. Wenn ich aber die Woche hindurch in der Schule recht fleißig gewesen war, dann nahm er mich Sonntags mit in sein Revier . . . Und zu meinem fünfzehnten Geburtstage schon gar — da schenkte er mir die erste Flinte! Ich glaube, ich hab' mich mein Lebtag nicht wieder so gefreut wie damals. Und ich hatte das Glück, damit gleich am ersten Jagdtage einen starken Hirsch zu schießen. — Von da an war ich nun völlig Feuer und Flamme für die Jägerei. Von da an gab's sozusagen für mich nur noch eins auf der Welt, die Jagd! Alle Dinge hatten nur dann Wert für mich, wenn sie irgendwie mit dem Weidwerk zusammenhingen. Bald hatte ich in der Schule und fast überall nur noch den Namen: „Der wilde Jäger!" Meinem Vater machte das großen Spaß; er sah nicht die Gefahr, die mir drohte. Plötzlich starb er, und damit änderte sich alles; ich war auf einmal der leitenden Hand, der sicheren Stütze beraubt und dabei doch noch so schwach und haltlos, wie ein junger Mensch von knapp achtzehn Jahren, der reiche Eltern hat, es nur irgend sein kann. Ich stand da wie ein schwaches Bäumchen, neben dem der Schutzpfahl umgebrochen ist. Alle Winde, die meine Leidenschaften losließen, konnten fortan ihr Spiel mit mir treiben. Meine Mutter kümmerte sich auch in Zukunft nicht mehr um ihre Kinder wie früher. Als Tochter eines altadligen, aber gänzlich verarmten Geschlechtes, hatte sie meinen Vater, den von der Pieke auf gedienten einfachen Kaufmann, nur genommen, weil er Millionär war, weil er ihr mit seinem Gelde ein glänzendes und genußreiches Leben bereiten konnte, auf das einzig und allein ihr Sinn gerichtet stand. Ja, ja, Herr Pastor, es ist traurig, wenn man als reifer Mann so von seiner Mutter reden muß. Aber es

BLB Karlsruhe

ist die Wahrheit! Hätte sie mir wenigstens ihre Sorge und Liebe angedeihen lassen, als mein Vater nicht mehr war, so wäre vielleicht doch ein brauchbarer Mensch aus mir geworden. Aber sie war zufrieden, daß ich das Haus alsbald verließ, um zu einem Oberförster in die Lehre zu gehen. Ich wollte Forstbeamter werden. Was mir der Vater hinterlassen, war genug, um von den Zinsen ein flottes Leben führen zu können, und das that ich denn auch nach Kräften; gute Kleidung, lustige Gesellschaft — das war so mein Fall; kurz, ich wurde ein rechter Leichtfuß. Mein Vorgesetzter, ein alter Forstmeister, der nun auch schon längst abgegangen ist in die ewigen Jagdgründe, zürnte und schalt oft mit mir wegen meines wüsten Treibens; aber recht ernstlich böse ist er mir wohl niemals gewesen. Ich hörte mal, wie er zu seiner Frau über mich sagte: „Wenn sich der Most auch recht absurd gebärdet, er giebt zuletzt doch einen guten Wein“ . . . Na, er hat gar keinen Wein gegeben! . . .

„Ich blieb zwei Jahre auf der Oberförsterei. Es war ja nicht nötig, aber es gefiel mir da. Da war Freiheit, Freiheit überall! Und Natur, Natur! Und vor allem: Jagd, Jagd! Dann wurde ich Soldat. Dadurch änderte sich indessen an meinem inneren Menschen nichts, mein Lebenswandel wurde höchstens noch flotter. Ich lernte spielen und trinken. Beim Militär aber hatte ich Unglück. Es war ein böser Fall; einer wider die Subordination; 6 Monate Festung! So war es aus mit der glänzenden Zukunft; als gemeiner Soldat mußte ich abgehen und hatte nun auch keine Möglichkeit mehr, meine Laufbahn als Forstmann fortzusetzen. Ich kann nicht sagen, daß mir dies allzusehr zu Herzen ging! Ich hatte ja Geld und konnte mir also überall eine Jagd pachten. Und allein wegen der Jagd hatte ich doch schließlich Forstmann werden wollen. So blieb ich ein freier Mann und Jäger!

„Ich weiß nicht, Herr Pastor, ob's Ihnen so ohne weiteres klar ist, daß eine Leidenschaft wie die Jagd einen Menschen so ganz unterkriegen kann. Ich weiß auch kaum anzugeben, mit welchen Zaubermitteln die Jägerei einen so ganz und gar in ihren Bann zieht . . . dunkler Wald und weites Feld . . . goldiger Sonnenschein und funkelnder Sternenhimmel . . . frei . . . weit . . . weit . . . das war's, was ich gerne sah von Jugend auf, und woran ich mich heute noch nicht habe satt sehen können . . . Und dann immer in Erregung . . . Die Sorgen kommen nicht in einem auf . . . Na, und wenn's 'nen Dichter giebt, der gesungen hat:

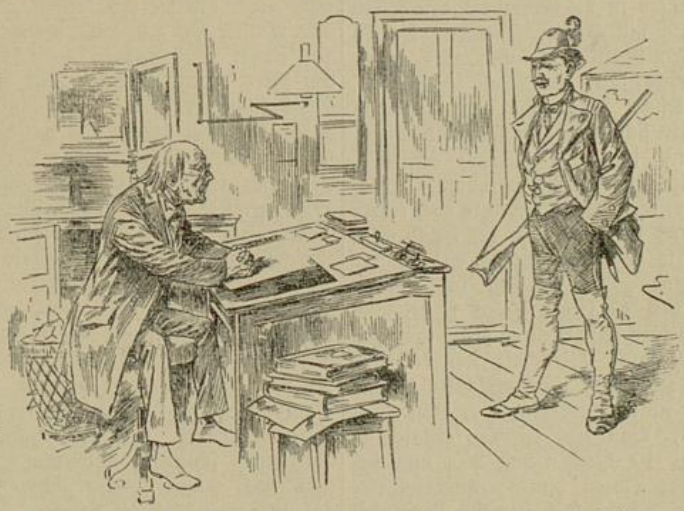
Auf dieser Welt ist alles trist,
Voll Unglück und voll Leid;
Nur ein gerechter Weidmann ist
Zeitlebens benedeit . . . . .

dann werden Sie vielleicht alles begreifen . . .

„Also weiter! Nach dem Testamente meines Vaters war ich berechtigt, mit dem vollendeten vierundzwanzigsten Lebensjahr unser Geschäft zu übernehmen. Da ich damals gerade nichts Besseres für mich wußte, so machte ich von meinem Rechte Gebrauch.

„Wie Sie sich denken können, kümmerte ich mich aber nicht allzuviel um mein Geschäft. Ich hatte da — noch vom Vater her — einen ganz ausgezeichneten alten, treuen Beamten; der leitete den großen Betrieb vortrefflich. Freilich machte er mir ab und zu Vorwürfe, und mehr als einmal sagte er und schüttelte dazu traurig sein greises Haupt: »Herr Bitthorn, Herr Bitthorn, was soll werden, wenn ich mal nicht mehr bin?«

„Aber ich lachte ihn aus und sagte: »Sie müssen ewig leben, Sie treue Seele! Jedenfalls ein paar Tage länger als ich, damit ich noch ordnungsmäßig begraben werde!«



„Herr Bitthorn, Herr Bitthorn, was soll werden, wenn ich mal nicht mehr bin?“

„Und ich frönte meiner Jagdleidenschaft wie nur je zuvor. Ich schoß Elche und Bären in Rußland, Renntiere und Robben in Norwegen, Gemsen in den italienischen Alpen, Löwen in Afrika und Tiger und Elefanten in Indien. Ja, ja, Herr Pastor; Sie sehen's mir verwahrlosten Menschen wohl nicht an, wie weit ich in der Welt herumgekommen bin!“

„Eines Tages aber, als ich mich bei einem russischen Grafen im Kaukasus zur Hochwildjagd befand, meldete mir ein Telegramm den Tod meines alten Prokuristen. An seinem Pult, auf dem Drehschemel, während der Arbeit, hatte ihn der Schlag getroffen. Zeit seines Lebens war er eine Arbeitsbiene gewesen, der gute Alte. Mir, der Drohne, die sich von der Arbeitsbiene hatte nähren lassen, sollte es in der Folge übel ergehen.

„Mir fehlte nicht nur das Verständnis für mein umfangreiches Geschäft, sondern ich war, wie Sie sich denken können, im Laufe der langen Jahre auch

viel zu bequem geworden, um noch irgend welche Lust zu ernstlicher Ar eit zu haben. So ließ ich, ohne mich zu sorgen und zu kümmern, den Dingen ihren Lauf.

„Doch eins muß ich ja noch nachholen. Ich hatte mich bald, nachdem ich die väterliche Firma übernommen, verheiratet. Nicht mit der Klara. Die ist — wie Sie vielleicht wissen werden — meine zweite Frau. Meine erste war eine feingebildete, verwöhnte junge Dame aus einem vornehmen, alten — und wie es schien, auch reichen Patrizierhause. Aber es schien eben nur so. Jedenfalls war sie sehr hübsch, wenn sie auch sonst wenig Tugenden hatte. — Hm ja . . . Hm . . . Also . . . eines Tages ließ ich mich von ihr scheiden. Gegenseitige Abneigung . . . hm . . . Hm ja! . . . diese, diese . . . Frau hat meinem Vermögen den ersten und Hauptstoß versetzt . . . Und auch sonst war sie . . ."

Der Wildererfranz brach ab. Die Brauen tief herabgezogen, die Zähne in die Lippen gebissen, schritt er eine ganze Weile mit harten stoßenden Tritten schweigsam neben dem Geistlichen einher. Es mußte ihm wohl etwas schwer auf der Brust liegen . . . bis der Pfarrer, seinen Blick weit nach vorwärts schickend, sagte: „Wir sind nahe heran an Strelenau, Herr Bitthorn, und ich wäre wirklich gespannt, Ihre Erzählung bis zum Schluß zu hören!"

„Ach richtig!" erwiderte der Angeredete nach einem schweren Seufzer und strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Gedanken, die ihn bedrängten, wegwischen: „Mit der Zeit kam ich zu der Überzeugung, daß es keinen Zweck hätte, mich noch weiter von meinen Angestellten Tag für Tag betrügen und durch faule Wirtschaft um die letzte Kundschaft bringen zu lassen. So verkaufte ich das Geschäft und zwar unter immerhin noch recht günstigen Bedingungen. Von dem Ertrage erstand ich mir ein Gut, etwa 10 Meilen von hier und fiel dabei bis über beide Ohren hinein: ausgebeuteter Boden, verwahrloste Wirtschaft, miserable Gebäude! Das einzige, was überhaupt Geldeswert hatte, war der Wald und das Wild, das in diesem Walde stand. Der frühere Besitzer hatte nämlich nie etwas geschossen . . . Für einige Zeit reizte mich der Versuch, das heruntergekommene Gut wieder in die Höhe zu bringen; aber leider nicht auf lange.

„Daß ich mich überhaupt drei ganze Jahre auf dem Gute halten konnte, das danke ich nur der Klara, meiner jetzigen Frau. Ich hatte sie durch die Zeitung kennen gelernt. Ich suchte eine energische Wirtschafterin, der ich die Leitung meines Hauswesens anvertrauen konnte. Sie werden ja wissen, Herr Pastor, daß ein Gutsbesitzer ohne weiblichen Beistand nicht gut sein kann. Ich hätte vernünftiger gethan, die Klara damals gleich zu meiner Frau zu machen. Aber leider hatte ich vom Heiraten noch „die Nase voll", wie man zu sagen pflegt. Na, die Klara — Fräulein Steinberg hieß sie damals — that auch als Wirtschafterin, was sie thun konnte, um mein leckes Schiff vor dem Stranden zu retten. Morgens um vier als erste 'raus, abends um zehn als letzte zu Bett. Und dazwischen keine ruhige Minute! Wie sie's ausgehalten hat, weiß ich wahrhaftig nicht; denn die stärkste und festeste ist sie doch auch nicht an Körper und Gesundheit. Aber sie muß eine ganz unglaubliche Thatkraft besessen haben, eine Thatkraft, in die zwei Männer sich hätten teilen können . . ."

„Sie besitzt diese Thatkraft auch heute noch, lieber Bitthorn . . ." warf der Seelsorger mit sehr bestimmtem Kopfnicken ein.

Der Wildererfranz seufzte tief auf und lüftete den Hut, als wenn ihm plötzlich warm geworden wäre vom Gehen. Und er sprach weiter. In kurzen, abgerissenen Sätzen stieß er seine Worte hervor: „Also Klara, wollt' sagen Fräulein Steinberg, war immer — wie man sich so ausdrückt — Mann an der Spritze! Sechs Inspektoren, die sie auf unreellen Wegen ertappt hatte, warf ich Knall und Fall hinaus; aber der siebente, der dann kam, bestahl mich ärger als die sechs ersten zusammengenommen. Sie können sich gar nicht denken, Herr Pastor, wie auf einem Gut gelogen und betrogen wird, wenn der Herr nichts versteht und sich noch dazu um nichts kümmert. Der Besitzer muß entzwei gehen, ob er will oder nicht. Da half schließlich des Fräuleins ganze Tüchtigkeit nichts. Bald war das Ende da! Ich mußte das Gut aufgeben. Der mir's abgekauft hat, ist ein reicher Mann drauf geworden in ein paar Jahren. Er verstand seine Sache, verließ sich nicht auf andere, sondern war immer selbst der Meister. Ich aber kaufte mit den paar tausend Thalern, die mir wieder nur dank Klaras Umsicht blieben, den Bauernhof vor der Stadt, auf dem ich heute noch dem Namen nach sitze. Und zum Dank für ihre treuen Dienste heiratete ich die Klara. Ein Bauer muß 'ne Frau ha'en, er kann sich nicht, wie ein Gutsbesitzer, eine Wirtschafterin halten. Und ich konnte schließlich zufrieden sein, daß die Klara mich noch nahm. Zehn Jahre sitze ich nun schon auf dem Hofe. Das Arbeiten lernte ich auch als Bauer nicht, so wenig ich mich als Großkaufmann und als Gutsbesitzer drauf verstanden hatte. Und trotz Klaras Fleiß ging's immer weiter mit mir bergab und schließlich bis dahin, wo ich nun bin; denn da es mit der rechtmäßigen Jagdlauferei nun endgültig vorbei war, und ich doch meine Leidenschaft nicht unterdrücken konnte, so ward ich schließlich zum Wilderer. Vom Wilderer aber weiter zum Totschläger war's nur noch ein Schritt. Ich bin fertig, Herr Pastor!"

Der Wildererfranz atmete tief auf und blieb stehen. Auch der Prediger hatte Halt gemacht. Schweigend sahen die beiden Männer einander eine Weile an. Des Geistlichen Augen leuchteten in reinster Herzensgüte und im lautersten Mitleid auf; Bitthorn dagegen war ganz Groll und Verbissenheit.

„Ein hartes Menschenschicksal, das Sie da hinter sich haben, lieber Freund!" hub der Pfarrer endlich in mildem Tone an. „Aber ein Schicksal, das Sie selbst verschuldeten."

BLB Karlsruhe

Bitthorn lachte höhnisch auf. „Ich selbst? Sie irren, Herr Pastor. Meine Eltern haben's verschuldet. Die Kurzsichtigkeit meines Vaters, die Lieblosigkeit meiner Mutter!"

„Wie man das so nimmt!" fuhr der Seelsorger in seiner freundlichen, zu Herzen gehenden Art fort. „Wie man das so nimmt, Herr Bitthorn. — Gewiß! Ihr Vater hätte vernünftiger sein müssen; er hätte sich sagen müssen, als er sah, wie heftig die Jagdleidenschaft Sie schon als Kind ergriff, daß das ein böses Ende nehmen könnte. Aber in der Hauptsache ist jeder Mensch für sich selbst verantwortlich, muß jeder Mensch sich selbst erziehen. Und man kann jede Leidenschaft unterdrücken, wenn man nur richtig und ehrlich will!"

„Und ich sage Ihnen, Herr Pastor, der Mensch vermag aus sich selbst heraus nichts. Er setzt sich aus den Eigenschaften zusammen, die er von seinen Eltern ererbt hat. Und da ich vom Vater die Jagdleidenschaft, von der Mutter die Weichlichkeit hatte, mußte es eben so kommen, wie es gekommen ist. Doch . . . Herr Pastor . . . es wird schon dunkel. Ich darf Sie nicht länger aufhalten. Leben Sie wohl! . . . Wegen der Klara wollten Sie mir ja doch . . ." Er bricht wieder kurz ab, und ohne noch dem Geistlichen Zeit zu einer Antwort zu lassen, schlägt er sich seitwärts in das Gehölz . . .

Wohl eine Stunde lang irrt er dann umher; als aber der Mond aufgeht, da schleicht er sich wieder an den Pfad zurück, den er am Nachmittag mit dem Geistlichen gegangen, und legt sich lauernd hinter einen Baum. Klar liegt der Weg vor ihm, wie mit flüssigem Silber übergossen. Kein Lüftchen regt sich rings umher in der stillen mondscheinhellen Waldesnacht . . .

Der Wildererfranz späht den Weg herunter, nach Strelenau zu; er will den Pastor doch noch einmal fragen, noch einmal auf Ehre und Gewissen, ob er wirklich nicht glaubt, daß etwas Wahres an dem ist, was der Müller anton ihm zugeflüstert hat über den Förster Bandel und die Klara . . .

* * *

Der Müller anton ist der Besitzer der arg verschuldeten Mühle auf dem Hügel links vor der Stadt. Er ist ein Heuchler, der Müller anton, geht alle Sonntage in die Kirche, wählt konservativ und schimpft im Kruge, wo er sich stets mäßig hält im Trinken und Kartenspielen, wütend auf die Sozialdemokraten. Untergeben grüßt er alle reichen Bürger des Städtchens, um hinter ihrem Rücken die Zähne neidisch aufeinander zu knirschen. Er ist der für die Behörde unauffindbare Hehler des Wilderers. Ganz allein lebt er auf seiner alten Mühle mit einem Vetter, einem wortkargen, scheuen Gesellen. Beinahe alle Morgen, die Gott werden läßt, geht Anton hinüber in den Forst, Pilze zu sammeln oder Beeren oder Abfallholz. Die Zeiten sind ja so schlecht! Die große Wassermühle, eine halbe Stunde weiter in die Ebene hinunter, frißt alles Getreide der Nachbarschaft in den Riesenbauch ihres weitläufigen Gebäudes. Für den kleinen Windmüller bleibt nur wenig zu thun übrig. Da muß er auf andere Art erwerben, was er zum Lebensunterhalt braucht . . .

Da, wo der Weg, der von der Stadt durch den Forst zu einem Nachbardorf führt, innerhalb einer dichten Tannenschonung von einem wenig benutzten Holzabfuhrweg durchschnitten wird, stehen drei große, einsame Kiefern. Aus einem Wurzelwerk wachsen sie hervor, dicht aneinander streben die gewaltigen Stämme aufwärts und halten sich oben mit dem Geäst fest und innig umschlungen.

Jedesmal, wenn der Müller anton in die Nähe dieser drei Kiefern kommt, sieht er sich scheu und vorsichtig nach allen Seiten um. Dann tritt er schnell an die stattliche Baumgruppe heran und streckt die Hand fühlend und suchend zwischen die Stämme. Stoßen seine Finger dabei auf ein quer hineingeklemmtes Stück Astholz, so weiß er, daß der Wilderer franz an dem für die betreffende Zeitspanne gerade ausgemachten Versteck irgend eine Beute verborgen hält, die am Tage oder in der Nacht zuvor unter seiner Kugel oder seinen Schroten hat verbluten müssen. Ist das Stück Astholz kahl, so ist die Beute ein Wild, das der Müller anton im Rucksack nach Hause schleppen kann, ein Reh oder ein schwaches Stück Damwild. Sitzen aber Blätter oder Nadeln an den Zweigenden, so weiß der Hehler, daß er seines Wagens und der Beihilfe seines Vetters bedarf, um den Raub in Sicherheit zu bringen: ein Rothirsch oder ein Wildschwein hat dann seinen letzten Schrei gethan. Wenn nun die Nacht heranbricht, oder der Abend dunkel und stürmisch ist, dann verläßt der Anton seine Mühle und bringt den Raub des Wilderers in Sicherheit. Infolge des guten Rufes, den er bei den Behörden genießt, hat er's auch dann und wann schon bei hellichtem Tage gewagt. Er wirft einfach ein paar Säcke und zwei Bund Stroh auf seinen Wagen und kutschiert los. Unter dem Stroh und unter den Säcken ist das gestohlene Wild vor den neugierigen Blicken sicher. Und ein Müller, dem's schlecht geht, muß sich schon dazu bequemen, in den Nachbardörfern nach Kundschaft Umschau zu halten . . .

Abnehmer für die unrechtmäßige Jagdbeute ist ein Händler aus der etwa zwei Stunden entfernten Kreisstadt. Er kommt in der Regel selbst, um das Wild abzuholen. Durch einen Brief, auf dessen Bogen sich nur ein † befindet, wird er benachrichtigt. Aufs Schreiben nämlich versteht sich weder der Müller anton noch sein Vetter. Deshalb läßt der Wildhändler ihnen immer eine Anzahl Briefumschläge mit vorgeschriebener Adresse da: Postlagernd C. F. 100. Er ist ein sehr vorsichtiger Mann, der Wildhändler. Und da er unverheiratet ist, so denkt der Postsekretär, an dessen Schalter er die Briefe unter C. F. 100 abhebt, er hätte eine heimliche Liebe . . .

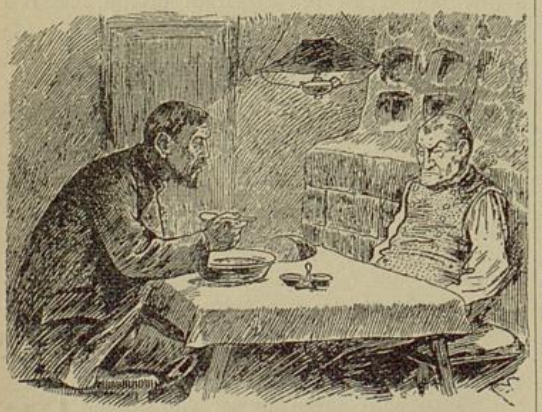
Die Geschäftsbedingungen zwischen dem Müller anton und dem Wildererfranz sind die denkbar einfachsten und klarsten. Jeder der beiden erhält von

BLB Karlsruhe

dem erzielten Gewinn 50 Prozent. Bitthorn weiß aber genau, daß sein Hehler ihn bei jedem Stück Wild extra um mindestens ein Zehntel betrügt. Doch, was soll er machen? . . . Er muß ja zufrieden sein, daß er diesen Menschen, diesen „Freund", überhaupt hat. Sonst müßte er immer und immer, wenn er nicht gerade wildert, in der Erdhöhle liegen, die er sich in einer dichten Schonung gegraben hat. So aber kostet er es doch ab und zu, was es heißt, ein Bett unter dem Rücken und ein Dach, ein regelrechtes Steindach, über dem Kopfe zu haben. Wer auch würde ihm Pulver und Blei, Brot und Wurst und dann und wann eine Flasche Kornbranntwein besorgen, dessen er zur Auffrischung seiner zerrütteten Lebensgeister doch so dringend bedarf? Wer verschaffte ihm wohl hier und da ein sauberes Stück Wäsche, ein Paar neue Stiefel und vieles andere, dessen er zur Leibesnahrung und -notdurft doch nicht völlig entraten kann . . . Wer sollte ihm all dies besorgen, wenn der Müller anton nicht da wäre?

Ach! Wie freut sich Franz Bitthorn immer auf die eine Nacht, die er jede Woche in der Mühle zubringen darf! Diese eine Nacht! Öfter nämlich erlaubt ihm der Anton nicht zu kommen. Es ist doch zu gefährlich . . . man kann doch nicht wissen!

Aber diese eine Nacht . . . da kommt Franz und klopft leise an die Thüre der Mühle. Und man öffnet ihm und läßt ihn ein. Ein einfaches, von einer Öllampe spärlich erhelltes Zimmer umfängt ihn. Er muß dann jedesmal an sein „zu Hause" denken, an sein Weib und seine Kinder . . . Und im Zimmer steht ein Tisch. Das Leintuch darauf ist zwar nicht sehr sauber — von der Sauberkeit hält der Müller anton im allgemeinen nicht viel —



Hei, wie das schmeckt, wenn man die ganze Woche nur Brot und Wurst gekaut hat.

aber es ist doch wenigstens ein Leintuch. Und davon ißt es sich doch so ganz anders, als von dem über die Knie gebreiteten Stück Zeitungspapier in der Erdhöhle, oder in irgend einem Graben aus freier Faust! Und dann giebt es regelmäßig ein gekochtes, ein warm aufgetragenes Gericht, wie Kartoffeln mit Speck oder Mehlsuppe, dann und wann auch gebratene Eier. Hei, wie das schmeckt, wenn man die ganze Woche nur Brot und Wurst gekaut hat!

Während aber der Wildererfranz gierig sein Abendbrot verschlingt, muß ihm der Müller anton erzählen, wie es der Klara und den Kindern geht. Alles so haarklein wie nur möglich. Wie die Mädels gekleidet gehen, ob sie gewachsen und stärker geworden sind? „Waren ihre Schuhe ganz, als du sie das letzte Mal sahest?" — „Sind sie auch nicht etwa krank?" — „Hat die Lene immer noch so große funkelnde Augen?" — „Und ist die Klara immer noch so blaß?" — „Du hast doch auch die 20 Mark, die ich dir das letzte Mal gab, richtig abgeliefert, Anton?"

„Na, denkst vielleicht, ich unterschlag' dir dein Sündengeld?" fährt da der Müller auf, schlägt dabei aber doch die unstäten Blicke zu Boden.

Tausend Fragen hat der Wildererfranz, fast jede Woche dieselben; aber sie brennen immer wieder wie Feuer auf den Lippen des einsamen geächteten Mannes. Er kommt ja nur alle Wochen einmal dazu, mit einem Menschen ein paar Worte zu wechseln . . .

Und wenn er sich alles vom Herzen 'runtergefragt hat, so ausführlich, sich so oft wiederholend, daß der Müller anton meistens schon ein mürrisches Gesicht dazu macht und kurze, unfreundliche Antworten giebt — dann geht er in die kleine Kammer, die gleich neben der Wohnstube liegt. Da steht ein altes, wackeliges Bettgestell mit einem Strohsack drin. Auf diesem Strohsack streckt sich der Wildererfranz mit solchem Behagen aus, wie er es auf seiner Sprungfedermatratze und seinen Daunenkissen niemals gethan, ja selbst nicht in Wien, in seinem eleganten Schlafzimmer, in seinem reich vergoldeten Himmelbett mit den schweren rotseidenen Vorhängen . . .

„Ach, ihr Leute, die ihr alle Abende euer wohlgeschütteltes, weiches Bett aufsuchen könnt, ihr wisset gar nicht, wie glücklich ihr seid!" So denkt der Franz.

Die paar Stunden, die dem Wilderer zur Nachtruhe vergönnt sind, verfliegen wie der Wind. Er glaubt immer, erst vor einem Viertelstündchen eingeschlafen zu sein, wenn der Anton schon wieder an seinem Bette steht und ihn weckt. Der Anton ist mit dem Wecken pünktlich, ach, so sehr pünktlich! Immer eine halbe Stunde, bevor die Morgendämmerung anbricht, jagt er seinen Gast auf, damit der auch ja noch bei Nacht und Nebel zurückkommt in den Forst, der ihm nun wieder für sieben Tage und sechs Nächte Haus und Bett sein muß . . .

Es ist ein elendes Leben . . .

Aber nie, nie vergißt der Wilderer, den kleinen Rest von dem Erlös seiner Beute, der ihm am Schluß der Abrechnung mit dem Müller anton schließlich verbleibt, seinem Gastfreunde mit der dringenden Weisung auszuhändigen, daß er das Geld so bald wie irgend möglich der Klara hintrage, der Klara, der es durchaus nicht gut gehen soll auf dem Hof vor der Stadt, die so schwer kämpfen muß, um sich und

ihre Kinder durch die Welt zu schlagen. Kein Wunder auch! Wie soll eine Frau ohne männlichen Beistand fertig werden auf einer verlotterten, arg verschuldeten Bauernwirtschaft? . . .

Immerzu dachte Franz Bitthorn an seine Klara, während er am mondübergossenen Waldpfad hinter dem Baume lag und auf die Rückkunft des Seelsorgers wartete . . .

Er hatte sie ja so lieb, sie und die beiden Mädels, die sie ihm geschenkt; er liebte sie mit der verzweifelten Liebe, mit welcher der Verlorene sich an das Letzte klammert, was ihm geblieben ist. Und die Sehnsucht nach diesen drei lieben Menschen war in der langen Zeit, daß er sie nicht von Auge zu Auge hatte sehen dürfen, ins Unermeßliche gewachsen; sie war so heiß, so brennend, so verzehrend geworden und wühlte so unaufhörlich in seiner Brust, daß er die Trennung nicht mehr länger zu ertragen vermeinte, zumal jetzt nicht mehr, wo ihm der Müllerantoн noch den Stachel quälender Eifersucht ins Herz gesenkt.

Der Seelsorger blieb lange . . .

Bitthorn hielt es nicht mehr aus in seiner liegenden Stellung am Waldboden. Aber nicht die Kühle der Nacht trieb ihn auf von der feuchten Erde. In ihm war alles Glut, flammende Glut, eine Glut, die ihm den Verstand zu rauben drohte, die ihn nicht mehr ruhig an einem Fleck ließ . . . Er sprang empor und lief, ohne das Gewehr aus dem Moose aufzuheben, seiner Sicherheit völlig vergessend, den hellen Waldpfad entlang, immer auf und ab. Aber die Gedanken, die ihn marterten, ließen ihn doch nicht, auch nicht für nur einen Augenblick frei . . .

Ob der Pastor am Ende doch recht hatte, wenn er sagte: „Sie sind schuld an Ihrem Unglück, Bitthorn . . . Sie selbst . . . Sie waren nie ein Mann . . . haben nie richtig gewollt . . . haben sich immer zum erbärmlichen Spielball Ihrer Leidenschaften hergegeben?“

Wie anders, wie ganz anders als er hatte sich doch sein Vater das Leben eingerichtet! . . . Pflicht und wieder Pflicht. Pflicht gegen diejenige, die er an sein Leben gekettet, gegen sein Weib. Pflicht gegen diejenigen, denen er das Leben gegeben, gegen seine Kinder! Pflicht gegen alle, in deren Gemeinschaft er lebte, Pflicht gleichsam gegen die ganze Welt!

Und der Vater war doch auch ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Aber er hatte seine Leidenschaft bezähmt, hatte sie gehegt, wie man das heilige Feuer hegen soll auf dem Altar. Er hatte sich an ihr das alte Herz immer wieder erwärmt, immer wieder jung und frisch gemacht.

Ja . . hätte er gelebt wie sein Vater!

Wäre er doch der Stimme seines Gewissens gefolgt, den Mahnungen guter Freunde, an denen es ihm einstens nicht gefehlt, und vor allem den Bitten seiner Klara. Wie oft hatte sie gefleht: „Franz, bleib zu Hause . . . Laß das Wildern . . . Ich bitte dich hoch und heilig . . . Sei vernünftig. . . Laß die Büchse am Nagel hängen. Laß uns fleißig sein und weiter arbeiten. Vielleicht bringen wir es zu etwas, und du kannst dir später noch einmal wieder selbst eine kleine Jagd pachten . . . Franz, ich bitte dich, sei gut, sei vernünftig . . . Franz, mach mich und die Kinder nicht unglücklich . . . Franz, hab Erbarmen!“

Und oft . . gewiß, er hätte die Büchse am Nagel hängen lassen können, wenn er nur gewollt hätte! Aber er hatte sich gar keine Mühe gegeben, das Gute zu wollen. Das Herumlungern im Forst gefiel ihm besser als das Niederdrücken des Pfluges in den zähen widerspenstigen Boden, das mühsame Einstreuen des Samens in die gelockerte Scholle.

Ja, ja! Es war so . . . . Er trug selbst die Schuld!

Bitthorn stöhnte schwer bei den harten Anklagen, die das eigene Gewissen gegen ihn erhob . . Aber er fühlte sich außerstande, die drohende Stimme in seiner Brust zum Schweigen zu bringen.

Er fühlte, daß die Reue ihn läuterte, daß an seinem inneren Menschen doch noch nicht alles Gute erstickt und verloren war, daß es sich jetzt Bahn brach durch die Schlacken; daß seine Seele sich befreite . . .

Aber mit einemmal fuhr über alle Gedanken hin, sie gleichsam verlöschend, grell wie ein Blitz, der eine Gedanke . . . der Gedanke an sein Weib. . .

Er ballt nun doch wieder die Fäuste und stößt einen Fluch durch die zusammengeknirschten Zähne.

Ob's wohl wahr ist . . .? Ob der Müllerantoн nicht leeres Geschwätz gemacht? . . .

Nun jedenfalls, Gewißheit muß er darüber haben. Gewißheit! Heute noch! Und giebt sie ihm der Geistliche nicht, so wird er selber gehen, sie sich zu holen . . .

Ja, aber . . . wenn er sie nun besaß, diese Gewißheit, wenn er sicher war, daß Klara ihn vergessen hatte, ihn hinterging — es war ja eigentlich beinahe ihr gutes Recht — was dann? . . .

Doch, was auch immer geschehen mochte, das eine war sicher, daß er dann sofort auch mit sich selbst ins reine und zu Ende kommen mußte — und wenn dies Ende der Tod war . . . Denn ins Zuchthaus gehen? . . . Nein . . . niemals . . . eher sich foltern, sich in Stücke hacken lassen . . .

Ist denn aber mit dem Tode auch wirklich alles aus? Steht jenseits der Richter, der gerechte Richter, der Rechenschaft verlangt . . .

„Ach, Unsinn . . . das giebt's ja nicht . . . das ist Tollheit . . . Der Pastor hat dich verrückt gemacht . . .“

Franz murmelt in seiner Erregung diese Worte halblaut vor sich hin.

Und in dem wilden Aufruhr, in welchem alle seine Gedanken und Gefühle durcheinander stürmten, faltete Bitthorn unwillkürlich seine Hände und, indem er den flackernden Blick zum gestirnten Himmelszelt emporschlug, murmelte er: „Wenn du kein

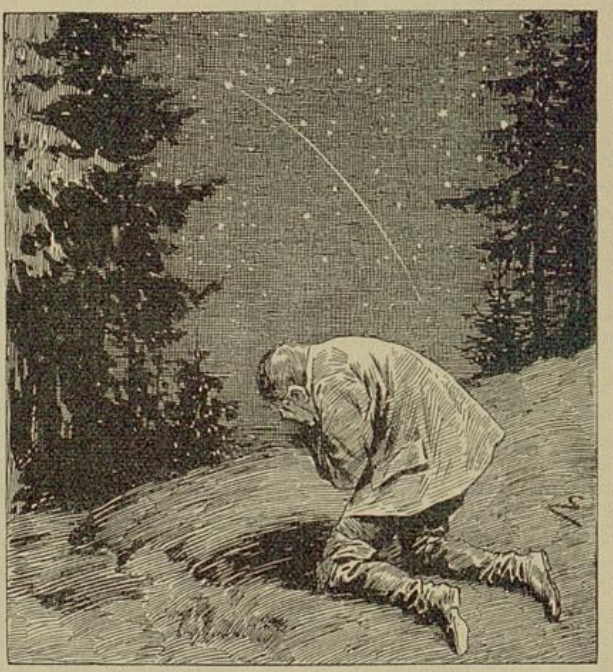
BLB Karlsruhe

Traum, wenn du Wahrheit bist, Gott, unsichtbarer, von dem sie sagen, du seiest überall und allgegenwärtig, dann erbarme dich meiner Seelenqual, gieb mir ein Zeichen, daß du mich erlösen kannst von meiner Verzweiflung . . ."

Und seltsam . . . droben am Firmamente löst sich eine Feuerkugel, schwebt langsam hernieder, wird heller und heller, größer und größer, und zerspringt plötzlich vor den Augen des Wilderers in einen tausendfältigen Funkenregen, weithin durch die dunkle Nacht ein mildes, zauberhaftes Licht ergießend . . .

Da fiel der bis ins Innerste erschütterte Mann auf die Knie nieder . . .

So fand ihn der alte Pfarrer, der bald darauf des Weges von Strelenau wieder daherkam. Mit mildem Lächeln legte er dem reuigen Sünder die Hand auf das fieberheiße Haupt, von dem der Jägerhut zur Erde herabgeglitten war, und sprach: „Hast du doch noch den Pfad zurückgefunden zu jener Quelle, die allein dich erfrischen, die allein Balsam gießen kann auf deine brennenden Wunden, mein Bruder? O wohl dir . . . Ich komme soeben von einem, der nicht mehr zurückfand, so lange es noch Zeit war. Den Freihofbauern in Strelenau meine ich, von dem das Gerede geht, er habe einstmals durch einen Meineid die Kinder seines Bruders um ihr Vermögen betrogen. Er wurde wegen dieses Verbrechens auch vor Jahren von den Gerichten in Haft genommen. Obgleich aber alle Welt davon überzeugt war, daß er sich schuldig gemacht, so konnte man ihm doch nichts Sicheres beweisen; man mußte ihn wieder laufen lassen. Das ist nun wohl an die zwanzig Jahre her. Und diese lange, lange Zeit hat der Mann die schwere Last herumgetragen auf seinem Gewissen. Das war auch so einer, der sich für seinen eigenen Gott hielt. Aber als es ans Sterben ging, da suchte er doch nach einem Halt, an den er sich klammern könnte . . . Er, der immer über Glauben und Kirche gespottet, ließ mich holen. Und ich kam . . . Aber ich kam zu spät . . . ich konnte ihm das Sakrament der heiligen Kirche nicht mehr angedeihen lassen . . . Er lebte zwar noch, aber wie ein Irrsinniger lag er da, die Gliedmaßen waren verkrümmt . . . das Gesicht war blau angelaufen . . . die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen und gingen mit so rasenden, so verzweifelten Blicken umher, daß ich sagen kann, ich habe nie im Leben so furchtbare Augen gesehen, und hoffe auch zu Gott, solchen nie wieder zu begegnen. In diesen Augen stand die Selbstanklage: »Ja . . . ich habe den Meineid geschworen . . . und ich halte es nicht aus unter der drückenden Last, die ich doch nicht mehr abwälzen kann von meiner Brust!«



Da fiel der bis ins Innerste erschütterte Mann auf die Knie nieder.

„Er war unfähig, auch nur ein Wort zu sprechen. Schaum stand ihm vor dem Munde, mit den Zähnen knirschte er, und Laute rangen sich von seinen Lippen, Laute, gegen die alles Stöhnen, Wimmern und Schreien, das ich jemals mit anhören mußte, nichts waren. Keiner begriff, wie der Kranke überhaupt noch leben könne. Ich aber verstand es wohl. Sein Gewissen ließ ihn nicht sterben. Er riß sich mit den Nägeln die Brust blutig, raufte sich die Haare aus . . . Blut und Schweiß rannen von seiner Stirne . . . O, es war das furchtbarste Sterben, das je ein Mensch erdulden mußte! . . . Und so hat der Mann gelegen von mittags ein Uhr bis abends um acht. Da endlich, als ich ihm vor allen im Sterbezimmer Anwesenden auf den Kopf zusagte: »Ich weiß, weshalb du nicht sterben kannst . . . Du hast die Kinder deines Bruders um ihr Vermögen betrogen, hast Gottes Zeugnis fälschlich angerufen . . . Dafür büßt du jetzt so schwer. . . .« da ging es wie Erlösung über sein verzerrtes Gesicht, seine wahnsinnigen Krämpfe ließen nach, und wenige Minuten später war er tot.

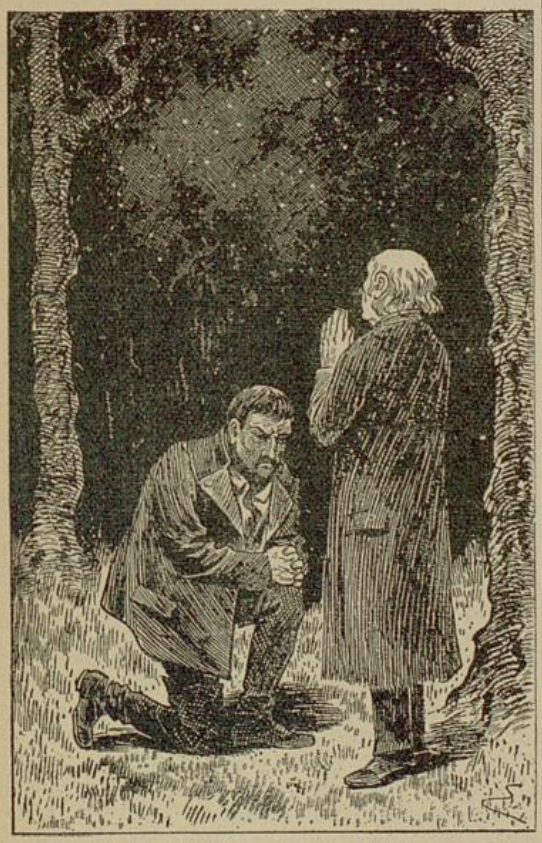
„Das Abendmahl aber, das ich jenem nicht reichen konnte, dir möchte ich es geben, mein Bruder, auf daß dir nach der aufrichtigen Reue, in deren Qualen du dich windest, deine Sünden mögen vergeben werden . . ."

Der alte Geistliche, der mit heiligem Eifer geredet, entblößte jetzt sein Haupt und verrichtete mit gefalteten Händen ein stummes Gebet . . .

Der stille Waldweg mit den riesigen Eichen, die links und rechts an ihm standen, glich ganz und gar dem von Pfeilern umsäumten Schiff einer Kirche . . . Feierlich flutete das blasse Mondlicht nieder auf die seltsame Abendmahlsgruppe, über der

sich die herrlichste Kuppel, die je ein Gotteshaus sein eigen nannte, der weite, schimmernde Sternendom, in unendlicher Pracht und Klarheit wölbte. Und durch die herbstlichen Zweige strich das leise Säuseln des Windes wie weltenferner Orgelklang . . .

In stillschweigendem Einverständnis machten sich die beiden Männer dann auf den Weg, dem Städtchen entgegen. Während ihrer ganzen Wanderung sprachen sie kein Wort. Dort nur, wo wenige hundert Schritte vor dem Stadtthor sich von der Hauptstraße ein Pfad abzweigt, der außer zu einigen anderen ausgebauten Gehöften auch zur „Burg des



Der alte Geistliche entblößte sein Haupt und verrichtete ein stummes Gebet.

Wildererfranz" führt, sprach der Geistliche zu seinem Begleiter: „Ich weiß, was ich Ihnen jetzt auch sagen würde, Herr Bitthorn, es würde überflüssiges Reden sein. Sie werden doch handeln, Ihrer Eingebung und Ihrem — wie ich hoffe — nun endgültig geläuterten Charakter entsprechend. Gott sei mit Ihnen, leben Sie wohl! Aber ehe Sie in Ihr Haus treten, thun Sie draußen Ihr Gewehr weg!"

Und sie schieden.

Der Pfarrer zog seines Weges weiter zur Stadt, der Wilderer aber schlug den Pfad zu seinem Besitztum ein.

Bald hatte er es erreicht. Mit Zagen betrat er den Hof. Der Hund, der sich zu regen begann, verkroch sich auf den leisen Anruf seines Herrn freudewinselnd in die Hütte . . .

Silbern lag der Mondschein über den Dächern von Haus und Scheune und Stall . . . . Die Arbeitswagen standen sauber in Reih und Glied aufmarschiert . . . An einen trat Franz heran und legte sein Gewehr unter ein Bündel Stroh.

Dann ging er leise in den dunklen Vorflur des Wohnhauses. Sein Fuß stieß dabei leicht an eine der Milchkannen an, die dort zum Gebrauch für den nächsten Morgen bereits aufgestellt waren. Bitthorns Knie bebten, sein Herz schlug ihm bis in den Hals hinauf. Ach wie lange war es her, daß er nicht unter diesem Dach geweilt . . . Ein Gefühl heiliger Rührung beschlich ihn, und er mußte die Lippen aufeinander beißen, um die aufsteigenden Thränen zu unterdrücken . . .

Dort links führte eine Thür in die Küche des Hauses. Still war es da. Kein Geräusch ertönte darin. Die beiden Mägde waren wohl schon zur Ruhe gegangen oder saßen in ihrer Kammer am Spinnrocken.

Vom Flur aus nach rechts ging eine Thür in die Wohnstube. Durch das Schlüsselloch fiel ein winzig kleiner Lichtschein auf die gegenüberliegende weißgetünchte Wand. Klara saß wohl noch auf und nähte . . . Was sie wohl sagen wird, wenn er jetzt so ganz unerwartet eintritt? Wird sie sich freuen, oder . . . . . .? Na, lange würde er ihr ja nicht zur Last fallen. . . .

Franz biß in aufsteigendem Grimm nun doch wieder die Zähne aufeinander . . .

Aber horch! . . . Redete man da nicht im Wohnzimmer? . . . Waren etwa die Kinder noch auf? Doch nein . . . Das war doch eine Männerstimme, sie sprach zwar ganz leise . . . flüsterte fast nur, sollte etwa der Förster . . .?

Bitthorn griff nach dem kleinen Hirschfänger, den er an der linken Hüfte, unter dem Jagdrock verborgen, bei sich führte. Schon hatte er die Waffe halb heraus, da stieß er sie auch mit festem Entschluß schon wieder in die Scheide zurück und steckte die Hand mit energischem Ruck in die Tasche, die Finger krampfhaft in den Innenstoff seiner Joppe einkrallend, als könne er sich so besser vor sich selber schützen . . .

Nun schlich er ganz nahe heran an die Wohnstubenthür . . . Vorsichtig . . . auf den Zehen . . er war ja das Schleichen gewöhnt, von der Pirsche, von der Wildbahn her. An der Schwelle ließ er sich behutsam auf die Knie nieder und brachte sein vor Erregung glühendes Auge an das Schlüsselloch . . . Der Schlüssel war abgezogen . . . Er hatte freien Blick ins Zimmer . . .

Jetzt war es still darin . . . lautlos still. Tolle Gedanken stürmten auf Franz ein. Das Blut schoß ihm jäh zu Kopf und drohte ihm die Besinnung zu rauben. Kaum vermochte er noch auf seinem Posten auszuharren. Doch, soviel er auch

BLB Karlsruhe

spähte und spähte, er sah nichts als die blanke Diele des Zimmers und das der Thür gerade gegenüberliegende, nach der Giebelseite hin durchgebrochene Fenster. Dann sah er noch, daß die Gardinen an diesem Fenster schneeweiß waren. Ja, sauber und ordnungsliebend war ja die Klara stets gewesen.

Noch immer schwiegen die beiden da drin. Und Franz erschien dieses Schweigen wie eine halbe Ewigkeit. Er stöhnte auf und griff mit der linken Hand nach dem Thürpfosten, wie um sich festzuhalten. Dabei verursachten seine Nägel an dem gestrichenen Holze ein kratzendes, scharrendes Geräusch . . .

„War da nicht jemand an der Thür?“ fragte im Zimmer jetzt Klaras wohltönende Stimme laut und deutlich. Die Worte kamen in der sanften Schwermut von ihren Lippen, wie dies Franz seit Jahren an ihr gewöhnt war. Sie hatte das große Leiden ihres Lebens immer mit Geduld getragen. Nur müde war sie davon geworden . . .

Ein heißer Schauer überrieselte Bitthorn, als der Klang dieser Stimme nach so langer Zeit wieder an sein Ohr tönte . . .

„Ich habe nichts gehört, Frau Bitthorn,“ erwiderte jetzt eine tiefe Männerstimme. Gleich darauf hub aber ein fester, energischer Schritt an, über die Dielen zu gehen. Er kam näher . . .

Franz hatte gerade noch Zeit, mit einem lautlosen Satz hinter die Pforte zu springen, die vom Vorflur ins Freie führte. Dort stand er sicher vor forschenden Blicken und konnte selbst doch alles übersehen . . . Die Thüre der Wohnstube that sich weit auf, und im Rahmen derselben erschien, vom Lichte der Lampe voll beleuchtet, eine hohe Gestalt im grünen Jägeranzug . . .

„Ist da jemand?“ fragte die tiefe Stimme von vorhin.

Bitthorn umfaßte mit einem Blick die Persönlichkeit des Försters, sog sie mit brennenden Augen gleichsam in sich auf: Große, imponierende Figur, breite Brust, blondes Haar und blonder Vollbart, gesundes, offenes Gesicht, freie Stirn, klare, ehrliche blaue Augen — kurz, ganz der echte deutsche Förster, der gerade mutige Mann, der den Wald seines Königlichen Herrn mit treuem Herzen, mit seinem Blute — wenn's sein muß — hütet und schirmt.

„Sie werden sich getäuscht haben, Frau Bitthorn!“ sagte er jetzt, indem er sich wieder ins Zimmer zurückwandte.

„Wie stolz er den Kopf trägt!“ dachte Franz, der keinen Blick von ihm gelassen hatte.

„Ich weiß nicht,“ hub jetzt wieder die müde Stimme Frau Klaras an, „ich weiß nicht, mir ist so seltsam heute, so beklommen, als wenn mir ein großes Unglück bevorstünde. Ich glaube, mit meinem Manne passiert etwas . . . etwas Schreckliches . . .“

Der Förster erwiderte kein Wort, sondern schloß leise die Thür.

Wie Bitthorn sich anschickte, auf seinen Lauscherposten zurückzukehren, merkte er erst, daß er seinen Hirschfänger nun doch wieder gezückt in der Rechten trug. Er erschrak. Ohne daß er es wußte, mußte er die Waffe ergriffen haben, als der Förster vor ihm stand. War er denn so wenig Herr seiner Sinne? Konnte er seinen Jähzorn noch immer nicht bezwingen? Was hatte er sich denn gelobt auf dem Wege vom Walde zu seinem Anwesen?

Ingrimmig stieß er das Messer in die Scheide zurück . . . Nun kniete er schon wieder auf der Schwelle und spähte durch das Schlüsselloch.

Der Förster ging mit schweren Schritten über die Dielen des Zimmers . . . immer auf und nieder, auf und nieder.

Nach einer Weile blieb er stehen.

„Ich warte noch immer auf Ihre Antwort, Frau Bitthorn,“ begann er zu sprechen, „oder soll ich mich mit dem Sprichwort abfinden, daß keine Antwort auch eine Antwort ist?“

Atemlos lauschte Franz . . .

„Herr Bandel!“ erwiderte Klara mit sanfter Stimme . . . „Sie kennen mich oder sollten mich doch wenigstens kennen, da Sie so oft und so lange bei mir waren in letzter Zeit. Ich habe meinen Mann rechtschaffen lieb gehabt und liebe ihn noch, wie er auch sein mag, und wie schlecht er auch an mir gehandelt hat. Ich werde sein Weib bleiben und ihm treu bleiben, so lange er lebt. Was Sie da reden von Scheidung u. s. w., das ist ja alles sehr gut gemeint, aber ich kann und mag nicht darauf eingehen. Was würden auch die Leute sagen, wenn sie hörten, daß der Förster die Frau des Wilderers heiraten wolle?“

„In Ihren letzten Worten liegt ein Vorwurf für mich, den ich sehr wohl herausfühle, Frau Bitthorn,“ antwortete Bandel . . . „Gewiß, ich bin zu Ihnen gekommen, damals, in der Absicht, Ihren Mann, den gefährlichen Wilderer, abzufangen. Ich that es sogar nicht nur aus reiner Pflicht, in Erfüllung meines Diensteides, sondern ich that es auch aus eigenstem, innerstem Antriebe; denn daß der Förster den Wilderer haßt, hassen muß, — das werden ja auch wohl Sie einsehen, Sie mit Ihrem milden, alles verzeihenden Herzen. Nun also, ich kam und kam wieder. Ich sah, wie fleißig Sie waren, wie Sie Ihre Wirtschaft im Zuge hielten, wie Knechte und Mägde Ihnen parierten, und wie aus aller Augen nur Mitleid sprach mit Ihrem traurigen Schicksal. Nirgends etwas von Mißgunst und Schadenfreude. Und wie stolz Sie Ihr hartes Schicksal trugen, ohne Jammern, ohne Wehklagen, auch das sah ich. Immer still und fleißig, man konnte kommen, wann man wollte. Nur dieser schwermütige Zug um den Mund, den Sie heute noch haben, gab Zeugnis davon, daß Sie litten. Da begann auch ich mit Ihnen mitzufühlen und Sie aus tiefster Seele zu bemitleiden. Ich faßte den Entschluß, Ihnen nicht mehr zur Last zu fallen mit meinen Haussuchungen, meinen Blicken und Fragen Aber seltsam! Wie ich Ihrem Gehöft nun eine Woche lang fern blieb, da wurde mir von Tag

BLB Karlsruhe

zu Tag mehr und mehr, als wenn mir etwas fehlte. Ich hatte meine alte Zufriedenheit nicht mehr. Und wenn ich meine Försterei betrat und überall die Hand der sorgenden Frau vermißte, dann wanderten meine Gedanken immer zu Ihnen. Auch um meinen Jungen, den Erich, that's mir auf einmal wieder so furchtbar weh, daß er mutterlos durch die Welt gehen mußte. Ich glaube, in den zehn langen Jahren, die meine Frau nun schon tot ist, hab' ich den kleinen Kerl nie so sehr bedauert wie eben gerade jetzt in den letzten Monaten, seit ich Sie kannte, seit ich sehen durfte, wie unendlich liebevoll und zärtlich Sie mit Ihren Kindern umgingen. Und ich kam zu der Einsicht, daß Vaterliebe niemals ein auch nur geringer Ersatz sein kann für Mutterliebe. — Die Sehnsucht nach Ihnen — heute kann ich's ja gestehen — trieb mich immer wieder auf Ihr Gehöft . . . Die Leute sagten wohl: »Teufel, der neue Förster ist aber mal hinterher hinter dem Wildererfranz!« Aber ich, ich dachte gar nicht mehr an den Wildererfranz, wenn ich hierher kam. Ich war glücklich, wenn ich nur in Ihre lieben, ruhigen Augen sehen, wenn ich Ihrem steten Schalten und Walten zuschauen durfte . . .

„Auch Ihre beiden Mädels mach'en mir große Freude, und ich dachte bei mir: ein wie herrliches Kleeblatt müßte das abgeben, die beiden Mädels und mein Junge! . . .

„Ich fühlte mich von Tag zu Tag mehr als einsamen, verlassenen Mann. So bin ich denn gekommen, um Ihnen auch mit Worten zu sagen, was meine Blicke längst verraten haben müssen. . .

„Was haben Sie hier auf dem Bauernhof? Qual und Mühe, schwere Sorgen von früh bis spät! Es geht Ihnen jetzt besser, als es Ihnen gegangen ist, so lange Ihr Mann bei Ihnen war. Der hat schließlich den Gang der Wirtschaft mehr gestört als vorwärts gebracht, und mit Bewunderung hat es die ganze Umgegend gesehen, was Sie, ein einzelnes schwaches, unglückliches Weib, fertig gebracht haben durch Willenskraft. Jeder gönnt Ihnen auch das bißchen Wohlstand, das Ihnen jetzt zu erblühen beginnt . . ."

„Seltsam!" denkt der Franz draußen auf der Schwelle, „der Müllerantón sprach mir doch immer von Elend und Not . . . Was hatte er für Grund, mich zu belügen? . . . Mich in ewiger Sorge zu erhalten? . . ."

Drinnen aber spricht der Förster weiter. Seine wohltönende Stimme bebt vor verhaltener, zu Herzen gehender Erregung: „Aber Ihre Sorgen hören doch darum nicht auf, liebe Frau Bitthorn, und wer kann wissen, was die nächsten Jahre Ihnen bringen werden? Ein paar Mißernten, und Sie müssen schließlich doch noch mit den Kindern von Haus und Hof. Denn — nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich daran erinnere — es ist ja kein Geheimnis, daß Ihre Wirtschaft mit Hypotheken überlastet ist . . . Und schließlich quälen Sie sich doch bloß für die Zinsen . . .

„Nun setzen wir aber den Fall, Sie könnten sich entschließen, meine Frau zu werden. Ein wieviel besseres Leben würde Ihnen da beschieden sein! Sehen Sie, da hätten Sie nicht Qual, nicht Mühe, nicht Sorgen. Ich habe mein schönes, festes Gehalt, auch ein hübsches Vermögen von meinem seligen Vater, das mir noch alle Jahre ein paar hundert Thaler Zinsen dazu abwirft. Davon könnten wir beide mit drei Kindern schon glänzend leben. Dann ist der schöne Garten da und die herrlichen Äcker. Meine Försterei ist eine der besten im Reiche. Ich habe die Ländereien zwar alle verpachtet, aber wenn Sie wollten, wenn's Ihnen Spaß machte, mein' ich, könnten wir sie ja alle, oder wenigstens einen Teil davon, selbst bewirtschaften. Und Sie hätten eine Stütze an mir, und Ihre Kinder hätten wieder einen Vater! Denn daß ich Ihren Kindern ein rechter und treuer Vater sein würde, das schwör' ich Ihnen hiermit beim Leben meines eigenen Kindes! . . .

„Und nun wiederhole ich meine Bitte: Reichen Sie die Scheidungsklage gegen Ihren Gatten ein. Sie muß ohne große Schwierigkeiten zu Ihren Gunsten entschieden werden — Ihr Gatte hat ein Verbrechen auf sich geladen, auf welches Zuchthausstrafe steht; er hat sich seit langer Zeit gar nicht mehr um Ihren Unterhalt und um den Ihrer Kinder gekümmert — werden Sie mein Weib! Ich werbe nicht um Sie in ungestümer Leidenschaft wie ein Jüngling, von dem Sie vielleicht befürchten müßten, er könnte eines Tages anderen Sinnes werden — nein, Frau Bitthorn, ich komme zu Ihnen mit der festen, innigen Zuneigung eines gereiften Mannes von nahezu vierzig Jahren, der in seinem Leben schon manches harte Leid erfahren hat und der es weiß, daß er an Ihrer Seite noch einmal glücklich werden wird, und der hofft, daß er imstande sein wird, auch Sie glücklich zu machen."

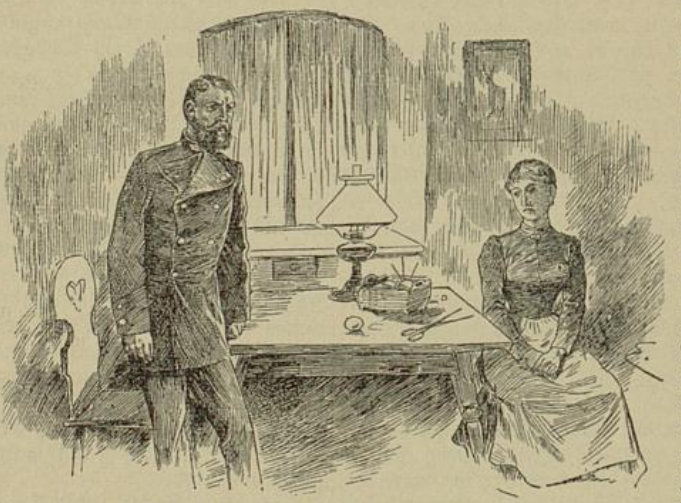
Der Förster schwieg und atmete nun in tiefen, schweren Zügen.

Aber auch Franz selbst konnte sich kaum noch ruhig verhalten auf seinem Lauscherposten. Seine Wangen glühten, seine Glieder zuckten und bebten wie im Fieber. Was würde Klara, noch seine Klara, antworten auf den verlockenden Antrag dieses Mannes, der mit jedem seiner aufrichtigen, geraden Worte bekundete, daß er ein Ehrenmann war vom Scheitel bis zur Sohle? Mußte sie die Stütze, die sichere, treue Stütze, die sich ihr da bot für ein ganzes Leben, nicht dankbaren Herzens ergreifen? Wie kläglich, wie erbärmlich, wie würdelos mußte er, ihr Gatte, für den sie zehn Jahre lang unsägliche Leiden ertragen hatte, ihr jetzt erscheinen im Angesichte dieses ehrlichen, selbstlosen, aufopferungsfähigen Werbers? Würde sie nicht „ja" sagen? Mußte sie es nicht? O, es war ja schon der Kinder wegen ihre Pflicht . . . . .

Und Klara antwortete. In dem innigen Tone, den Bitthorn von jenen Stunden her an ihr kannte, in welchen sie ihn mit gerungenen Händen angefleht: „Franz, laß die Büchse am Nagel hängen . . .

Franz, laß das Wildern!" und in welchen er dieses edle, große Herz, das für ihn blutete, zurückgestoßen hatte wieder und wieder, weil er zu niedrig war, um ein so edles, so großes Herz zu begreifen . . .

„Nehmen Sie herzlichen Dank," so sagte sie, „für all das Freundliche und Liebe, was Sie mir da gesagt haben, Herr Förster! Ihre Worte haben mich erquickt, sie sind auf meine Seele gefallen wie Tau auf verdorrende Blüten . . . Ach, es ist lange, lange her, seit dem Tode meiner Mutter, seit fünfzehn Jahren, daß mir jemand so treue, so gute Worte gegeben hat. Und in dem Bewußtsein, an Ihnen einen wohlmeinenden, ehrlichen Freund zu besitzen, werde ich all das Schwere, das auf mir liegt, in Zukunft viel leichter und freier tragen. Aber . . . mich von meinem Manne scheiden lassen, Herr Förster, das kann ich nicht. Ich kann das Gelübde nicht brechen, das ich ihm am Altar geleistet habe. Thäte ich's, ich hätte keine ruhige Stunde mehr. Würde er dann noch tiefer sinken, noch unglücklicher werden — denn glauben Sie mir, lieber Freund, er ist nicht schlecht, er ist nur unglücklich, er hat eine so grundfalsche Erziehung gehabt — dann . . . dann würde ich mir immer sagen müssen: Du bist schuld, daß es bis zum Äußersten mit ihm gekommen ist; du hättest den Unglücklichen, den Verfolgten, nicht aufgeben dürfen! Du warst das letzte, was ihn noch hätte halten können; du hast dem Ertrinkenden die rettende Hand entzogen, du hast seine arme Seele auf dem Gewissen! . . . Und sehen Sie, Herr Förster, das ertrüge ich nicht. Das würde mir mein Leben noch elender machen, als es jetzt ist . . . Jetzt fühle ich mich wenigstens ziemlich frei von Schuld. Der Mensch weiß ja zwar nie, ob er's nicht hätte noch besser machen können . . . aber . . . . ."



„Ist das Ihr letztes Wort, Frau Bitthorn?" fragte der Förster.

Frau Klara schloß mit einem tiefen Seufzer.

„Ist das Ihr letztes Wort, Frau Bitthorn?" fragte der Förster.

„Mein letztes Wort, Herr Förster! Es geht nicht anders, lieber Freund; und glauben Sie mir: es ist so das Beste!"

Der Förster ging jetzt wieder mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab.

Franz sah ihn deutlich, sah deutlich seine gefurchte Stirn, seine herabgezogenen Brauen, seinen gebeugten Nacken. Und es ergriff ihn etwas wie Mitleid mit diesem Manne, der doch eigentlich sein Todfeind war.

Jetzt begann der Förster wieder zu reden. Gepreßt, verzweifelt kamen die Worte von seinen Lippen: „Frau Bitthorn! Lassen Sie mich nicht ganz ohne Trost von Ihnen gehen. Lassen Sie mir die Hoffnung, daß Sie mein Weib werden wollen, wenn einmal mit Ihrem Manne alles, alles vorbei ist . . ."

„Wie meinen Sie das . . . alles, alles vorbei?" fragte Klara in einem Tone, in dem sich ihr von Schreck und Angst erfülltes Herz deutlich verriet.

„Nun, Frau Bitthorn," fuhr der Förster fast ingrimmig fort, „lange kann's doch nicht mehr dauern mit Ihrem Manne, jetzt, wo's zum Winter geht. Ich hab' Ihnen eigentlich nicht gern davon sprechen wollen; aber, sehen Sie, daß er hier in unseren Wäldern sich aufhält, das weiß schließlich jedermann; das wissen Sie auch. Ich weiß aber noch mehr: Ich weiß, daß er hier im 43. Jagen, also in meinem Revier, seine Höhle hat, in der er lebt wie der Fuchs in seinem Bau. Gewiß, er ist zu bedauern, der arme Kerl! Ein Hundeleben muß er führen. Aber wenn ich ihn geschont habe, so hab' ich ihn nicht aus Mitleid, nicht um seiner selbst willen geschont, sondern ich hab's gethan um Ihretwillen, Frau Bitthorn. Sie sehen mich so entsetzt an? Ja . . . ich hab' ihn zweimal deutlich gesehen, wie er, die Büchse in der Hand, durch die Schonung unten am Erlenbruch geschlichen ist, da, wo die vielen Rehe stehen. Ich weiß auch, daß der Müller-anton sein Hehler ist, daß er beim Müller-anton jede Woche eine Nacht zubringt. Ich bin Ihrem Manne nachgeschlichen, hab' alle seine Geheimnisse ausspioniert. Ja, noch mehr, ich hab' zugeschaut unten am Erlenbruch, wie er eine Dublette auf Rehe geschossen hat. Und ich bin nicht hinzugesprungen und hab' ihn festgenommen in dem Augenblick, da er keine Patrone im Gewehr hatte, und die Sache für mich, den Schußfertigen, also ganz ungefährlich war. »Ein treuer Beamter!« werden Sie denken. Nicht wahr? Ja, sehen Sie, so einer bin ich geworden, weil ich Sie lieb habe! Ich, der ich sonst mein Lebtag immer streng und rücksichtslos meine Pflicht gethan habe, und wenn's den besten Freund, den eigenen Bruder galt! Aber man ist eben schließlich auch nur ein Mensch. Und wenn

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

ich vorhin sagte, ich hab' den „Wilderer-franz" — wie ihn die Leute nennen — Ihretwegen geschont, so war das auch noch gelogen. Schließlich hab' ich ihn doch nur meinetwegen in Ruhe gelassen, weil ich mir sagte, daß Sie, wenn ich Ihren Mann der Gerechtigkeit ans Messer liefern möchte, mich eher hassen als lieben würden. Von Ihnen aber will ich nicht gehaßt, sondern geliebt werden."

Bandel schwieg und wieder durchmaß er das Zimmer mit hastigen Schritten.

Franz Bitthorn aber, der Lauscher draußen auf der Schwelle, war wie betäubt. Also so nahe war ihm das Verhängnis gewesen, ohne daß er auch nur eine Ahnung davon gehabt hatte! Teufel auch, die Grünröcke, wie die doch ihre Reviere im Auge hatten! . . . Mit einemmal kam es wieder wie heftiger Trotz, wie leidenschaftliche Auflehnung über des Wilderers Seele. Also der Förster da drin hatte ihn geschont, hatte Rücksicht auf ihn genommen! . . . Wie eine ihm angethane Beleidigung, wie einen persönlichen Schimpf empfand der heißblütige Mann diese Thatsache, die ihm da unter so sonderbaren Umständen bekannt wurde. Und es packte ihn das Verlangen, ins Zimmer zu stürmen, dem Förster entgegenzutreten . . . ja . . . und was weiter? . . . .

Da fuhr Bandel mit Reden fort: „Aber denken Sie nicht etwa, Frau Bitthorn, daß ich Ihnen das eben gesagt habe, um irgend einen Druck auf Sie ausüben zu wollen. Nein, bei meiner Seelen Seligkeit versprech' ich Ihnen, daß Ihr Mann ungeschoren in meinem Revier weiter hausen mag. Und sollte er mir begegnen, so will ich ihm aus dem Wege gehen um Ihretwillen . . . Doch ich bin ganz abgewichen von dem, was ich sagen wollte. Ich wollte sagen: Auf die Dauer kann Ihr Mann das elende Leben nicht weiter ertragen. Kann nicht! Es muß ein Ende mit ihm nehmen. Muß! Und da wollt' ich fragen, wenn's nun. . ."

„O . . . sprechen Sie nicht zu Ende, Herr Förster; ich ertrage den Gedanken nicht . . ." unterbrach Klara da ihren Bewerber, und kaum noch ihrer Sinne mächtig, stieß sie in furchtbarster Seelenqual hervor: „Wenn Sie mich aber wirklich ein wenig lieb haben, so geben Sie mir einen Rat, wie ich meinen Mann retten kann . . ."

„Retten? Ihren Mann? Liebe Frau Bitthorn, für den giebt's keine Rettung. Wüßte er das nicht selbst, so wär' er gewiß längst auf und davon nach Amerika. Aber da müßte er ja arbeiten, um weiter zu leben. Und wer so alt geworden ist und hat sein ganzes Vermögen verloren und hat doch nicht arbeiten gelernt, der lernt's auch da drüben nimmermehr."

Franz kniete wie auf Kohlen. Wie war's denn überhaupt möglich, daß er noch länger an sich hielt? Aber das Bewußtsein seiner Schuld drückte ihn wider Willen nieder; schwankend raffte er sich aus seiner knieenden Stellung auf und schlich hinaus und in den Garten; dort sank er nieder und begrub das Haupt in die Hände, weinend wie ein Kind . . .

* * *

Auch der Förster ging jetzt.

Franz Bitthorn hörte seinen Schritt über den stillen Hof hallen, den Hund einmal leicht anschlagen und dann die Pforte ins Schloß fallen . . .

Da erhob er sich, denn ihn fröstelte, und ging auf das Haus, sein Haus, zu. Wie er an dem Wagen vorbeikam, auf den er zuvor sein Gewehr hingelegt, zögerte er einen Augenblick. Dann streckte er aber doch die Hand unter das Stroh, zog die Waffe hervor und warf sie über die Schulter. —

So, völlig zur Jagd ausgerüstet, wie er vor ein paar Monaten seine Frau verlassen, wollte er nun wieder vor sie treten. Er kam auf den Vorflur und erhob die Hand, um an die Thüre zu klopfen. Da fiel ihm aber ein, daß für ihn, den Herrn des Hauses, eine solche Anmeldung lächerlich wäre. So unterließ er das Anpochen und drückte die Klinke mit festem Drucke nieder. Die Thür sprang auf, er stand Aug' in Auge seinem Weibe gegenüber.

„Guten Abend, Klara!" sagte er in einem seltsam zaghaften Ton.

Die Frau, die noch immer fleißig über ihrer Näherei saß, blickte ihn mit so erschrockenen Augen an, als sähe sie ein Gespenst vor sich. „Franz! . . Franz!" murmelte sie tonlos und klammerte sich mit den Händen an den Sitz des Stuhles fest, wie wenn sie fürchtete, sie müsse zu Boden sinken. Bald aber faßte sie sich und, sich ein wenig erhebend, stieß sie voller Angst hervor: „Hat dich auch niemand gesehen, Franz? Soeben verläßt der Förster das Haus."

Der Wilderer schüttelte mit einem müden Lächeln das Haupt.

„Beruhige dich, er hat mich nicht gesehen. Aber ich habe ihn gesehen. Und noch mehr! Ich habe von der Schwelle aus alles gehört, was er zu dir gesagt hat!"

„War mir's doch vorhin," entgegnete Klara noch immer beklommen, „als hätt' ich darauf schwören können, es sei jemand an der Thür gewesen . . ."

„Ja . . . dieser Jemand war ich . . .," antwortete Bitthorn und ging nun an den Riegel, dicht beim Ofen, um dort sein Gewehr aufzuhängen, gerade, wie er's früher immer gethan, wenn er heimkam aus dem Walde, in dem er dann allerdings nur einen halben Tag oder eine halbe Nacht, nicht aber wie jetzt einige Monate zugebracht hatte.

Und eigene Macht der Gewohnheit! Frau Klara, die Bedachte, Besorgte, konnte auch jetzt — ganz wie früher — die Frage nicht unterdrücken: „Hast du auch die Patronen herausgenommen?"

Franz lächelte wieder sein müdes, schwermütiges Lächeln und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als ob er sagen wollte: „Hab nur keine Angst. In der kurzen Zeit, die ich hier zu bleiben gedenke, wird kein Unglück passieren!" Dann sah

BLB Karlsruhe

er sich tief aufatmend im Zimmer um, dehnte die Arme seitwärts und sprach: „Da wären wir also wieder mal zu Hause!“

Frau Klara war aufgestanden. Nun eilte sie mit zwei schnellen Schritten auf ihren Gatten zu und warf sich an seine Brust: „Franz, du Lieber, du Guter, hab' ich dich denn endlich wieder?“

„Franz, hab' ich dich denn endlich wieder?“

Er preßte sie mit festem Druck an sich, küßte sie fast scheu und zaghaft auf die Stirne und sagte, indem er ihr mit der Hand liebkosend durch das Haar strich: „Du mußt mir's nicht übelnehmen, daß ich dir nicht gleich die Hand zum Gruß geboten habe, wie ich eintrat . . . aber, weißt du, ich traute nicht recht, weil ich mich schämte, daß ich dich die Last mit den Kindern und der Wirtschaft die ganze lange Zeit allein tragen ließ; denn die paar Mark, die ich dir alle Wochen durch den Müller-anton sandte, die sind doch schließlich nicht zu rechnen als „Erwerb“ eines Familienvaters . . .“

Sie sah ihn, noch immer von seinem Arm umschlungen, aus großen Augen an.

„Du hast mir Geld gesandt durch den Müller-anton?“ fragte sie dann erstaunt und freudig zugleich.

Franz gab Klara mit einer unsanften Bewegung frei. „Hat er dir's etwa nicht gebracht, der Lump?“ stieß er, die Brauen finster zusammenziehend, unwirsch hervor. Er ballte die Fäuste und durchmaß das Zimmer mit heftigen Schritten: „Dacht' ich mir's doch beinahe,“ zischte er, vor Empörung bebend, durch die Zähne, „dacht' ich mir's doch, daß er das Sündengeld unterschlägt, der Hund! Aber recht so, recht so, daß der Hehler den Dieb an seinem eigenen Weibe bestiehlt, recht so! hahaha!“ Er schlug ein zorniges Hohngelächter an. Klara stellte sich ihm in den Weg und hing sich wieder an seinen Hals. „Laß doch, Liebster,“ so suchte sie ihn zu beschwichtigen, „laß doch . . . Was liegt mir an dem Gelde, jetzt, wo ich dich endlich wieder habe . . .“

Um Bitthorns Mund zuckte es schmerzlich. „Sie ist so glücklich,“ dachte er, „daß ihr's gar nicht beifällt, dieses Wiederhaben könne nur von kurzer Zeit sein . . . Was war ich doch für ein unseliger Narr, daß ich nicht eher erkannte, ein wie unermeßlicher Schatz die Liebe eines treuen Weibes ist!“

„Komm, Liebster, setz dich,“ sprach Klara mit Thränen der Rührung in den Augen nun weiter. „Du wirst müde und hungrig sein.“

Sie zog ihn mit sanfter Gewalt in die Sofaecke. Während er ihre liebevolle Zärtlichkeit willenlos, immer nur müde lächelnd, über sich ergehen ließ, betrachtete sie ihn mit besorgten, forschenden Blicken: „Armer Schatz . . .“ flüsterte sie, „armer Schatz . . . recht alt bist du geworden in dieser letzten Zeit . . Runzeln haben sich in dein liebes Gesicht gegraben, und dein Haar fängt schon an, grau zu werden.“

„Ja . . es war eine böse Zeit, Klärchen!“

Bei dem Worte „Klärchen“ huschte der Glanz eines hellen Lächelns über Frau Klaras Angesicht. Wie lieb sich das von seinen Lippen anhörte . . . Klärchen! . . . Klärchen! so hatte er sie früher nie genannt . . . immer „Klara“, oder auch nur ganz kurz „Frau“, wenn er ihr nicht gar seine Befehle ohne jede Anrede erteilt hatte.

„Oft hab' ich gewünscht bei dem elenden Leben,“ fuhr Bitthorn fort, „ich wäre lieber tot. Überhaupt, als mir der Müller-anton hinterbrachte, zwischen dir und dem Förster Bandel . . .“

Der Ausdruck schmerzlichen Gekränktseins legte sich auf Frau Klaras Gesicht. „Und du hast an dieses Geschwätz geglaubt . . .?“ unterbrach sie den Gatten.

Der zog seufzend die Schultern hoch: „Mein böses Gewissen . . . das trostlose Grübeln in dem ewigen Sichselbstüberlassensein . . . und dann . . . Klärchen . . . . Klärchen —“ um seinen Mund zuckte es wie von schwer verhaltenen Thränen . . . „ich hab' dich ja nie so gekannt, wie ich dich heute kenne . . . mir ist ja gerade, als sähe ich dich heute zum erstenmal.“

„Aber ich war doch immer so, wie ich heute bin! Ich hab' mich gar nicht geändert; wenigstens weiß ich nichts davon,“ erwiderte sie.

„Aber ich . . . aber ich . . .“ stöhnte Franz . . „ich bin anders geworden . . . . früher war ich blind, und jetzt, jetzt, da ich sehen gelernt habe, ist es zu spät . . .“

Er barg das Gesicht in die Hände und senkte das Haupt tief auf den Tisch hernieder.

Da kam ein jähes Begreifen über Klaras Seele. „Zu spät?“ schrie sie auf . . . „zu spät? . . . Nein, es darf nicht zu spät sein, es darf nicht . . ich lasse dich nicht wieder in den Wald, in das Elend, ich lasse dich nicht . . . ich gebe dich nicht frei . . .“

Und sie warf sich vor ihm auf die Knie nieder und klammerte sich an ihn fest.

Er zog ihr Gesicht, aus dem die großen, angsterfüllten Augen zu ihm aufsahen, an sich und streichelte ihr das weiche braune Haar, durch welches sich an den Schläfen schon zarte silberne Fäden zogen.

„Wie denkst du dir denn, Liebste, daß in Zukunft alles sein soll?“ fragte er wehmütig lächelnd.

BLB Karlsruhe

„Das will ich dir sagen, Franz" — sie sprach in atemloser Hast, voller Angst und Sorge, als könnte der nächste Augenblick ihr den Wiedergewonnenen schon entreißen — „ich will dir sagen, wie ich mir die Zukunft denke: Du stellst dich den Gerichten . . . dem Forstgehilfen, den du angeschossen, geht es ja — Gott sei Dank — besser . . man wird dich nicht zu hart bestrafen . . . höchstens ein Jahr vielleicht . . . dann kommst du wieder frei — und wir fangen ein neues, glücklicheres Leben an . . . wir sind ja noch jung genug."

Bitthorn schüttelte müde den Kopf. „Nein, mein Kind, das geht nicht. Mit einem Jahr wird's nicht gethan sein . . . und wenn schon . . . ich kann nicht. Ich soll ein Jahr, zwei Jahr hinter Schloß und Riegel sitzen, mich nicht frei bewegen können . . . nicht meinen freien Willen haben . . . den Wald nicht sehen . . . nicht hineingehen können und das Wild belauern . . . ich könnte ja darauf verzichten, es zu schießen . . . aber sehen muß ich es, sehen muß ich es . . . das liegt mir zu tief im Blut . . Und meine Freiheit muß ich haben . . . Sieh mich nicht so unglücklich an, Klärchen . . . Der Sperling ist auch kein edler Vogel, auch so 'n rechter Gauner und Dieb wie ich . . . und wenn du ihn einsperrst, so einen alten Spatzen, du kannst ihn pflegen, womit du willst, mit Zucker und Delikatessen . . . er stirbt dir doch unter den Händen, weil er die schöne goldene Freiheit nicht entbehren kann!"

Er hatte sie sacht aufgehoben und zu sich auf das Sofa gezogen. Nun sprang er erregt empor und durchmaß wieder das Zimmer mit hastigen Schritten . . . Seine Wangen glühten, die Adern an seinen Schläfen lagen angeschwollen da, heftig wogte seine Brust.

Frau Klara folgte ihm mit den Blicken, wie gebannt . . . „Ja," sagte sie sich, „ja, er hat recht, er, mit seiner ungestümen Natur, würde im Gefängnis nicht atmen können, er würde seine Freiheit wieder zu gewinnen suchen um jeden Preis, und sollte er alle Wärter darum erschlagen . . ."

Aber wie fände ein liebendes Weib, wenn der eine rettende Ausweg versagt, nicht sofort einen andern? . . .

„Wir wollen nach Amerika," sagte sie, „dort ein neues Leben anfangen . . Dort ist Freiheit . . . Wir kaufen von dem Erlöse unserer Wirtschaft eine Farm . . . da kannst du auch jagen nach Herzenslust!"

Strahlend sah sie ihn an.

„Laß, Liebste," erwiderte Bitthorn, indem er vor ihr stehen blieb, „laß jetzt alle Pläne. Komm und setze dich zu mir auf meinen Schoß, lege deinen Kopf an meine Brust, küsse mich und erzähle mir etwas von dir und den Kindern . . Ich will mich, und wenn's nur auf eine kurze Stunde ist, glücklich träumen, so glücklich, wie ich's oft hätte sein können an deiner Seite und doch in Wirklichkeit noch niemals war . . . —"

Und er zog sie liebevoll an sich.

* * *

Förster Bandel wanderte inzwischen mit seinem Kollegen, den er aus dem Gasthaus abgeholt hatte, durch die stille Nacht. Weil dem Menschen aber der Mund leicht davon übergeht, wovon das Herz ihm voll ist, so beichtete Bandel dem Freunde bald seinen ganzen Liebeskummer.

Der Freund war ein junger, übermütiger Geselle, ein rechter „Draufgänger", wie man so zu sagen pflegt. „Laß nur," tröstete er den unglücklichen Werber . . . „laß nur, ich werde mir deine Frau Bitthorn vornehmen und ihr mal ordentlich den Kopf zurechtsetzen . . ."

Und weil er im „schwarzen Adler" einen über den Durst getrunken hatte, so wollte er der Frau Bitthorn sogleich, „heute noch", den Kopf zurechtsetzen.

Vergeblich weigerte sich Bandel, dessen sanfterem Charakter solches Vorgehen gänzlich widersprach. Mit Gewalt zog ihn aber sein jüngerer Kollege, als sie auf ihrem Wege an die „Burg des Wildererfranz" gelangt waren, ins Haus hinein.

„Sie wird noch warm sein von der feurigen Liebeserklärung, die du ihr vorhin doch wahrscheinlich gemacht hast . . . die wird jetzt erst richtig in ihr nachwirken . . . und man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist." — Damit hatte er schon an die Thüre der Bitthornschen Wohnstube geklopft und drückte, ohne lange auf das „Herein" zu warten, ungestüm die Klinke nieder . . .

Im nächsten Augenblick maßen sich zwei Menschenpaare mit den Blicken, ohne sogleich eines Wortes mächtig zu sein. Franz sprang vom Sofa auf, das Antlitz bleich bis in die Lippen. Bandel sah mit unsäglich wehmütigen Augen zu Frau Klara hinüber, die, ein Bild starren Entsetzens, am Tische lehnte.

Der erste, der seine Sprache wiederfand, war der junge Förster: „Ah . . . der Wildererfranz," kam es mit schlecht verhehlter Freude von seinen Lippen.

Bitthorn stand einen Moment mit gesenktem Kopf. Zwischen seinen Brauen und um seinen Mund zuckte es heftig. Plötzlich sprang er wie eine Katze hinüber zu dem Riegel beim Ofen, an welchem sein Gewehr hing. Während er es vom Haken riß, spannte er bereits die Hähne.

„Waffe weg!" schrie der jüngere Beamte und riß auch seine Büchse von der Schulter.

Frau Klara in Todesängsten rief: „Franz . . . um Gottes Barmherzigkeit willen! . . . Franz!" und eilte mit erhobenen Händen auf ihren unseligen Mann zu; aber sie kam zu spät: Bitthorn hatte bereits die Mündung der Läufe gegen seine Brust gestemmt und mit weit ausgestrecktem Arme abgedrückt. Ein Knall durchschallte krachend das Haus, eine grauweiße Wolke von Pulverdampf wallte auf, und in ihr sank der Wildererfranz so jäh und heftig nieder, daß sein Weib ihn nicht mit ihren schwachen Armen aufzufangen vermochte: hart und schwer schlug der Körper auf die Diele des Zimmers auf.

Klara warf sich an der Seite ihres sterbenden Mannes zu Boden und, indem sie ihm mit zucken-

den Händen die Joppe aufriß und die starkblutende Wunde von den Kleidungsstücken zu befreien suchte, schluchzte sie herzzerreißend: „Franz . . . warum hast du mir das gethan?“

Da kniete auch Bandel neben seinen Todfeind nieder, um mit kundigem Blicke zu sehen, ob vielleicht noch Rettung möglich wäre; aber er gewahrte bald, daß die Kugel in die Herzgrube gedrungen und jede Rettung unmöglich war . . .

Ein Knall durchschallte krachend das Haus.

Mit völlig schmerzlosem, fast verklärtem Ausdrucke lag der Sterbende da. Jetzt hub er mit der letzten Kraft, die noch in ihm war, seine Hände und ergriff seines Weibes Rechte mit innigem Druck: „Weine nicht, Klärchen; es ist gut, daß es so gekommen ist . . . es ist gut so . . .“ sagte er dabei. Und indem er auch des Försters Rechte nahm und sie mit Klaras Hand zusammenfügte, hauchte er noch: „Ich war nicht der Mann, um dich, du Brave, du Edle, glücklich zu machen . . . Aber hier kniet einer, der es besser verstehen wird . . .“

Ein letztes, lautloses Bewegen der Lippen, ein letztes Zucken der Glieder — und der Wildererfranz war ein toter Mann. . .

Die beiden Kinder waren derweilen durch die Schlafstubenthüre eingetreten, ohne daß es jemand gemerkt hätte. Im bloßen Hemd und in Pantöffelchen waren sie; das Haar war ihnen noch wirr vom Schlaf. Mehr erstaunt als entsetzt sahen sie darein; sie waren ja noch zu jung, um auch nur zu ahnen, in welch furchtbarer Weise ein menschliches Schicksal da vor ihren Augen seinen Abschluß gefunden hatte . . .

Der schönste Tag des Lebens.

Der „Töpferschorsch“ hat einen Spezereiladen und, da er gute Ware und freundliche Worte giebt, starken Zuspruch. Da kommen die Töchter Evas und holen, was sie unter Tags so brauchen: Kaffee, Zucker, Oel und Cichorie. Wenn aber um die Abendzeit die große Lampe ihren hellen Schein auf den Ladentisch wirft, dann stellen sich die Männer ein, um sich die Dose mit Schnupf- und den Beutel mit Rauchtabak zu füllen, oder sich eine Cigarre ins Gesicht zu stecken und dazu in Politik zu machen. Denn der Töpferschorsch hält euch sieben Stück Zeitungen und nennt ein Mundwerk sein eigen, das sich sehen und vor allem hören lassen kann. Da werden nun alle Tagesfragen breitspurig behandelt, und damit die Sache so recht gemütlich wird, ist ein Dutzend Sessel für die Stammkunden schon im voraus zurechtgestellt. So kann's losgehen! Man spricht so allerlei: über die neuen Handelsverträge und die Aluminiumhelme, über die Australier und Tuttlinger, über die Buren und neue Schuhschnallen, über die Emanzipation der Frauen und die jüngst erfundenen Rattenfallen — kurz, über alles und noch ein wenig mehr.

Mitunter greifen auch die lieben Weiblein in die Debatte ein, nämlich die weiblichen Familienglieder des Töpferschorsch: die Mutter nebst drei Töchtern; dann nimmt das Gespräch eine andere Richtung und es kommt die neueste Mode aufs Tapet, oder es wird darüber getuschelt, ob 's Babett nun endlich so weit sei mit dem Toni, daß er sie nimmt. Und ähnliche Geheimnisse.

So saßen sie auch eines Abends wieder gemütlich beisammen. Der Schorsch, wat der Vatern is, und seine Spezel zergliederten das Deutsche Reich und dessen Einrichtungen, die Mutter und die Töchter verhandelten schwarze und weiße Gazeschleier, der Franz, der Sohn des Hauses und seines Zeichens angehender Mechaniker, laborierte an einem Miniaturlokomotivchen, und nur eines fehlte noch, die Marie.

Die Mutter sagt: „Wo nur die Marie so lange bleibt?“ — da geht die Thüre auf und Mariechen, rosig und glückstrahlend, wie ein Engel anzusehen, schwebt herein und jubelt: „Heut war der schönste Tag meines bisherigen Lebens! Denkt nur, der Franz, mein Verlobter, hat mir den ersten Kuß gegeben!“

Vorwurfsvoll schaute da 's Luischen, die zweitälteste, die Schwester an und sagte: „Der schönste Tag meines Lebens war, als ich konfirmiert wurde. O, wie selig und glücklich war ich damals!“

„Dieses Glück,“ entgegnete Kohler, ein etwas modern angehauchter Bursche, der's noch dazu mit den Sozialisten hält, „kannst du dir jeden Tag leisten, wenn du Lust dazu hast.“

„Nein,“ erwiderte Luischen, „das zweite Nachtmahl ist nicht mehr das erste. Ein erwachsener Mensch bringt nicht mehr so ganz die Freude und die kindliche Unschuld zum Tische des Herrn, und auch das Glück, das man empfindet, ist nicht mehr so rein und so groß!“

„Luisle hat recht,“ fiel der Vater ein, „der Konfirmationstag ist wirklich ein schöner Tag. Auch ich war dazumal ein glücklicher Mensch; aber der schönste Tag meines Lebens war doch, als ich für fünfzigjährige treue Arbeit von unserem Landesherrn die Verdienstmedaille bekam.“

BLB Karlsruhe

Mariechen, rosig und glückstrahlend, wie ein Engel anzusehen, schwebt herein.

„Ist wohl der Mühe wert," fiel der besagte Kohler ein, „daß man sich eines Bleches wegen, das noch keine fünfzig Pfennig an Wert hat, so freut. Da wären mir hundert Mark doch noch etwas lieber."

„Realen Wert," sagte der Töpferschorsch, „hat die Medaille allerdings keinen, um so mehr aber idealen. Hinter dieser Münze liegen fünfzig, unter treuer fleißiger Arbeit zurückgelegte Jahre, und auf diese kann und darf man stolz sein, wie nicht minder darauf, daß der Landesherr durch Verleihung der Medaille einen besonders geehrt hat. Sie wird den Kindern und Kindeskindern ins Gedächtnis rufen, daß ihr Vater und Großvater ein braver, fleißiger Mann war, und wird sie zu ähnlicher Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit anspornen, was nur zu ihrem eigenen Heil ausschlagen kann. Doch, so sag uns jetzt, Kohler, wann du deinen schönsten Tag gefeiert hast!"

„Mein schönster Tag? Der war natürlich, als ich aus der Schule entlassen wurde; denn damit war ich das unerquickliche Lernen los. Damals habe ich gejauchzt, daß die Fenster zitterten Sonst wüßte ich nicht, daß ich einmal so recht von Herzen glücklich war."

„Und mein schönster Tag war," fiel die Bertha ein, „als ich der Mutter meine ersten Wochenlohn auf den Tisch legen konnte. O, es ist zu schön, wenn man den Eltern, die sich so lang für einen abmühen mußten, einmal mit klingender Münze erkenntlich sein kann."

„Das sieht unsrer Bertha gleich," erwiderte die Mutter, „sie denkt immer zuerst an die Eltern, und drum wird es ihr auch nimmer schlecht gehen. Aber nun, Toni," wandte sie sich an einen eben auch da weilenden Holzmacher, „wann hast du deinen schönsten Tag gehabt?"

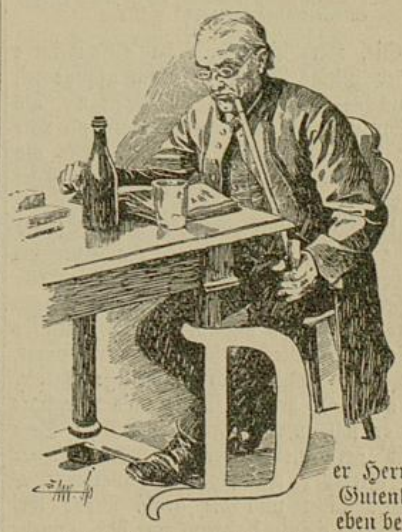
„Ich," gab da der Toni etwas langsam, wie es seinem beschränkten Verstande entsprach, zur Antwort, „war in meinem sechzehnten Jahr am glücklichsten."

„Ja aber warum denn? Was hast du da erlebt?" forschte die Mutter.

„Schaut, das will ich euch sagen: Ich habe daheim nie genug Würste bekommen; da habe ich an einem schönen Morgen ein Fünfmarkstück auf der Straße gefunden und bin gleich hingegangen und habe mir für das ganze Geld Lyoner-, Cervelat-, Blut- und Leberwürste gekauft und mich einmal gründlich daran satt gegessen. Das war der glücklichste Tag meines Lebens!"

Schallendes Gelächter war die Antwort; der Töpferschorsch sagte: „Das sieht unserm Toni gleich."

Nur der Kohler lachte nicht mit; er meinte: „Seht ihr wohl, da habt ihr's: Des Menschen Glück ist eine Magenfrage."



Die heilige Einfalt.

Der Herr Pfarrer in Gutenhausen saß eben beim „z'Nüni" und ließ sich ein gutes Glas Wein und saftige Schinkenschnitten vortrefflich munden. Er überlegte dabei so für sich, daß Essen und Trinken wenn nicht der Seele, so doch gewiß dem Leibe dienlicher als das Fasten sei, — da ging die Thüre auf, und herein trat mit einem „Gelobt sei Jesus Christ!" des

Bergbauern Kresenz, eine ganz appetitliche untersetzte Person von etwa vierzig Jahren, die nur ein wenig zu dumm in die Welt schaute.

„In Ewigkeit! Amen," erwiderte der freundliche Herr und wischte sich geschwind die Lippen ab. „Was bringst du mir Gutes, Kresenz?"

„In Ewigkeit! Amen," erwiderte der freundliche Herr. „Was bringst du mir Gutes, Kresenz?"

„He wisse Sie, Herr Pfarrer, i ha glese-n im e Buech, daß üser heilige Vatter in Rom gfange sei, im e Gfängnis — me heißt's d'r Vazikan. Do mueß er uf Strau liege, muß verfriere-n und verhungere. Jetz deß hett mi sölli beelendet. Me cha denke, wie's im e so-m en alte Herr mueß z'Muet si, wenn er däwäg bihandelt wird! Nai, do sott doch die ganzi Wält ufstoh und d'r heilig Vatter bifreie. I bi e schwach Wibsbild und cha leider nit viel thue. Aber do han i e Paar blaui Strümpf, i ha sie selber gstrickt und Wulle gspunne und gfärbt, — und do sinn no e Paar Unterhose und e Paar Pantoifle. Sinn Sie doch so guet, Herr Pfarrer, und schicke Sie die Sache gliich im heilige Vatter. Schribe Sie aber au derzue, si seie vo's Bergbure Kresenz und er soll mer derfür si päpstlige Sege schicke. I gäb' gern mehr, aber Sie wisse jo, Herr Pfarrer, wie üsereis z' chämpfe hett. Wemmer d' Stiere verchauft hänn und die großi Moor ihri Schuldigkeit thuet, chann i derno no öbbis mehr thue!" —

Der Herr Pfarrer stand auf und lächelte, und als er die derb genagelten Pantoffeln, die rauhzwilchenen Unterhosen und die blauen Strümpfe, die augenscheinlich nach der Kresenz ihren Waden geformt worden waren, sah und befühlte, — da lachte er laut auf und sagte: „Kresenz, dein Wille ist ja gut und anerkennenswert deine Sorge um den heiligen Vater. Aber deine Kleidungsstücke braucht er nicht. Er hat mehr wie du, — seidene und samtene Kleider in Hülle und Fülle."

„Jä," sagte da die Kresenz schier verwundert, „deß cha doch jetz nit si. Ich ha doch im e ganz christlige Buech glese, aß der Papst in Rom im Vazikan ibschlosse sei und aß er grusig müeß lide und aß em d'Italiener z'leid lebe, Tag und Nacht. So han i's glese, Herr Pfarrer, und so Büecher göhn doch gwiß nit mit Luegen um!"

„Da hast du recht, Kresenz," erwiderte der Pfarrer, „solche Bücher lügen freilich nicht. Aber dem Wortlaut nach, so wie du es gethan, darf man denn doch nicht alles auffassen. Man spricht auch oft durch die Blume, in Gleichnissen, und so ist's auch in deinem Buch! Der heilige Vater — mußt du wissen — war früher auch weltlicher Fürst; er hatte Land und Leute, Städte und Dörfer, und in Rom hatte niemand zu befehlen außer ihm. Seine weltliche Herrschaft aber haben ihm anno 1870 die Italiener weggenommen; in Rom sitzt jetzt der König von Italien, und der Papst hat in weltlichen Dingen gar nichts mehr zu sagen. Nur im Vatikan ist er noch Herr. Drum, Kresenz, nennt man den heiligen Vater den Gefangenen des Vatikans. Aber so schlimm, wie du meinst, geht es ihm nicht. Der Vatikan ist kein Gefängnis wie unser Gemeindearrest, mit eisernen Gitterstäben und harter Holzpritsche. Nein, es ist ein Palast mit vielen hundert Zimmern und glänzenden Sälen, in denen alles glitzert und schimmert von Gold und Silber, Seide und Sammet; die Böden aber sind glänzend und glatt, und der heilige Vater würde da mit den schwer genagelten Pantoffeln, die du ihm zugedacht, wollte er sie anziehen, mit einem Schritt mehr Schaden anrichten, als die ganzen Pantoffeln wert sind. Du siehst: das Gefängnis des heiligen Vaters ist so übel nicht. Wenn wir unser ganzes Dorf verkauften, so könnten wir noch lange keinen Vatikan bauen. Damit der heilige Vater sich auch in frischer Luft erholen kann, ist ein großer Park da, mit allerlei Zierpflanzen, mächtigen Bäumen und sprudelnden Springbrunnen, hohe und niedere Beamte und Bediente sind gewärtig seines Winkes. Du siehst also, daß der heilige Vater deiner Hilfe wirklich nicht bedarf; wenigstens die blauen Strümpfe — die ihm überdies viel zu weit wären — und die genagelten Pantoffeln kann er nicht gebrauchen. Willst du absolut ein gutes Werk thun, dann gieb die Sachen einer armen Frau, z. B. der Webertheres; die hat ja den Mann verloren und muß nun ihre vier Kinderle allein aufziehen. Da, bei der Theres, ist's besser angewendet."

„Was," sagte da die Kresenz spitz, „die schöne Strümpf und Pantoffle soll i d'r Webertheres schenke? . . Deß isch aber doch e starki Zuemuetig, Herr Pfarrer!"

„Ja warum denn nicht der Theres? Du hast sie doch auch dem heiligen Vater schenken wollen."

„Nüt für unguet, Herr Pfarrer, aber mit Reschpeckt z' froge: isch d' Webertheres e heilige Vatter?"

„Nein," sagte der Herr Pfarrer, „aber eine arme Frau ist sie, und der Heiland hat gesagt: »Was ihr einem der Geringsten unter meinen Brüdern thut, das habt ihr mir gethan,« und nicht: »Was ihr einem der Vornehmsten thut,« — die haben ja, was sie bedürfen."

„Jä, jä," entgegnete die Kresenz, „aber wenn i jetz die Sache d'r Webertheres gieb, wie Sie's ha wenn, Herr Pfarrer, so han i halt doch d'r päpstlig Sege nit!"

„Kresenz, du kannst thun, wie du willst. Was aber den Segen betrifft, so sage ich dir: wir Geistliche vom Vikar bis hinauf zum Papst, segnen alle: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.« Wenn du in dieser Namen etwas Gutes thust, bist du gerade so gut gesegnet!"

„He, wenn säll isch," sagte die Kresenz etwas kleinlaut, „so will i die Sache d'r Webertheres in Gotts Name bringe. Jetz bhüet Gott, Herr Pfarrer!"

Damit zog die Kresenz ab, jedoch so recht zufrieden war sie nicht; es wär' ihr halt doch lieber gewesen, der heilige Vater selbst hätte ihre Strümpfe übergezogen und ihre Pantoffeln angethan.

Gamsern weiß und braun.

Nahe der Tirolergrenze und auf drei Seiten vom Gebirge umgeben liegt das bayerische Kirchdorf Reit im Winkel, im Sommer eine beliebte Sommerfrische, im Winter aber meist abgeschlossen von der übrigen Welt, wenn der Schnee viele Meter hoch die Landschaft bedeckt und die Bewohner in ihren eigenen Häusern zu Gefangenen macht. Lange währt der Winter; doch naht der Frühling, so kommt er mit Macht; die Sonnenstrahlen küssen den Schnee von den Hängen und den Thalwiesen, und überall wird es grün und die Gemsen ziehen rudelweise, übermütig springend, zu den neuen Aesungsplätzen; der Auerhahn und der Birkhahn beginnen zu balzen, die Schnepfen streichen über niederes Gelände und hundert kleine Kehlen singen am Saume des Waldes und auf den blütenduftenden Bäumen Frühlingsmelodien. Die blauen Genzianen heben die Köpfchen in die Höhe, und an den moosbewachsenen Felsen grüßt alsbald das rotglühende Alpenröslein.

An einem solch herrlichen Frühlingstage war es, da ein lebendiges Alpenröslein in Gestalt eines schönen Mädchens in kleidsamer Hochlandstracht emsig die Gäste bediente, welche in dem an der Landstraße zunächst Reit im Winkel einladend gelegenen Gasthause, ebenfalls „Zur Alpenrose" genannt, zugekehrt hatten. Das Wirtshaus „Zur Alpenrose" zeichnete sich durch die Verleitgabe echten Tirolerweines aus, und war es namentlich der feurige rote Terlaner, den die flinke Cilly mit einem so herzlichen „G'sundheit, lieber Herr!" kredenzte, daß es einem nur so zur Seele drang. So war nicht nur des guten Weines wegen, sondern auch des Alpenrösleins halber die „Alpenrose" ein mit Vorliebe von Grenzern und Touristen aufgesuchter Ort.

Des ersteren halber fand sich heute, wie fast täglich, der Brunner Hans ein. Er war ein leichtsinniger Gesell, der seinen in der Nähe von Reit im Winkel gelegenen und ererbten Bauernhof thatsächlich bis auf einen kleinen Rest vertrunken hatte und sich der Hoffnung hingab, die Hand der Cilly zu gewinnen, welche seiner Zeit von ihrem alleinstehenden Großvater die „Alpenrose" ererben mußte. Indessen war er auch wirklich in das Mädchen verliebt und schwor es sich oft zu, dasselbe keinem andern zu überlassen. So fand er sich, wie gesagt, fast täglich hier ein und belästigte das Mädchen durch seine Erklärungen.

Cilly ließ ihn nicht im Zweifel darüber, wie zuwider ihr seine Anträge seien; heute aber sprach sie ihm jede Hoffnung ab.

„Laß mi in Fried', ein für allemal," sagte sie, „und 's liabste wär' mir, du trinkest dein' Wein anderswo, als bei uns."

„I woaß's," erwiderte Hans, „wer zwischen uns is. Der Lichtenberger Franz —"

„Der Franzl?" unterbrach ihn Cilly, „schau, da hast es endli' amal erraten. Ja, der is mei' Bua und dem g'hört mei' Herz. I verhoff', daß er heunt no' auf'n Urlaub kimmt. Und somit laß mi in Fried'."

Sie verließ ihn. Hans bebte vor Wut, und ein Fluch entrang sich seinen Lippen.

Der Grenzoberaufseher von Reit hielt soeben an der Schenke an und trat, nachdem er sein Pferd einem Knechte übergeben, in den Garten des Wirtshauses ein. Cilly und ihr Großvater, der alte Lerchensteiner Pankraz, begrüßten den gerne gesehenen Gast aufs freundlichste.

„Morgen ist Euer Namenstag," sagte der Oberaufseher, „da muß ich auf Euer Wohl einen Schoppen Terlaner trinken."

„Dös g'freut mi," erwiderte der Alte, „Cilly, bring vom Allerbesten, und wenn da aus oan Schoppen nit zwei und mehr wern, will i Hans und nit Pankraz hoaßen."

„No', daß 's am End' gar a Sünd' is, wenn ma Hans hoaßt," rief der Brunner Hans von seinem Platz am hintern Tisch her, während der Oberaufseher sich an einem der vorderen Tische niederließ. „Cilly," fuhr er fort, „i möcht' aa vom Allerbesten, mei' Geld is aa nit schlechter als dös von andere Leut'!" Dabei zog er seinen ledernen Zugbeutel aus der Tasche und schlug ihn auf den Tisch, um anzuzeigen, daß er nicht leer sei.

„Du wirst so guat bedeant wie andere Leut'," erwiderte Cilly und ging, das Verlangte zu holen.

Der Oberaufseher sagte aber zum alten Lerchen-

BLB Karlsruhe

steiner: „Ich mein', das Geld im Haus sein' Beutel ist der Erlös fürs letzte Restl Holz, das er noch g'habt hat. Und daß er hin und wieder nach Gamserln ausgeht und sie dann über die Grenz' paścht, soll auch keine bloße Vermutung sein."

„Davon woaß i nix," erwiderte der Alte in der harmlosesten Weise, „i frag' neamd nach wie und wo — und —"

„Und verrat's niemand," vollendete der Oberaufseher. „Und bei mir heißt's: was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß."

Nun stellte Cilly den Wein vor den Oberaufseher mit ihrem frohen: „G'sundheit, lieber Herr!"

Sie mußte erst dem Gaste mit einem Trunke Bescheid thun, bevor sie Hans das Bestellte überbrachte.

„G'sundheit!" sagte sie dabei auch zu diesem, als sie ihm das Glas hinstellte, und that, als sähe sie nicht, wie Hans gleichfalls Miene machte, ihr den ersten Trunk anzubieten. Rasch wandte sie sich zu den andern, dabei immer nach der Straße blikkend, welche von Niederndorf und Kössen herführte.

Es ging schon auf den Abend zu, und noch ließ sich kein Franzl sehen. Plötzlich ertönt ein Juhschrei, dessen Echo fröhlich von den Bergen widerhallt, und Cilly giebt ihn beglückt zurück.

„Jetzt kimmt mei' Bua!" rief sie. „Mei' Franzl! Mei' herzliaba Schatz!"

Ein flotter Bursche in der schmucken Uniform der Kaiserjäger springt wie ein Hirsch über den Zaun des Gartens.

„So is der Bua schneller beim Dirndl!" rief er, und dann gab's etwas zum Naschen für den Burschen, daß es patschte, und das Alpenröslein fuhr sich mit der Schürze über den Mund und war noch ein wenig rosiger geworden, als es ohnedem gewesen.

Franzl war der Sohn eines Gütlers im Tirolischen zunächst der Grenze, und kam, wie er sagte, von „Spruck" (Innsbruck) in Urlaub nach Hause. Der alte Lerchensteiner und der Oberaufseher begrüßten herzlich den saubern Burschen, und noch hatte er den Terlaner nicht versucht, so war schon die Zither gestimmt.

„Cilly, komm, sing' ma oans!" bat der Kaiserjäger, und melodisch zum heimischen Zitherklang sang das hübsche Paar:

„Gamserln weiß und braun
Die san gar liab anz'schaun;
Als i's dös letzt Mal g'sehn,
San's sechs und sechzgi g'wen.
I hab' mi niederduckt
Und lass' mei' Stutzerl knalln,
Und wie-r i aussi guckt,
Is scho' oans g'falln."

Darauf folgte ein Jodler, der alle zur Lustbarkeit mit fortriß und noch fröhlicher stimmte, als es die liebenswürdige Bedienung und der gute Rotwein bereits gethan hatten. Selbst der alte Lerchensteiner und der Oberaufseher hatten in den Jodler mit eingestimmt.

Der alte Lerchensteiner und der Oberaufseher begrüßten herzlich den saubern Burschen.

„Dös Liadl kaanni's Bluat von an' alten Schützen aa no' rebellisch machen," meinte der Alte. „Wenn i dös G'sangl hör', werd' i völli wieder jung und i moan' hellicht, i könnt' no'mal übers Joch, wie frühers. Ja, schmucker Jaga, dös Liadl hab' i scho' vor sechzg Jahr' singa hörn und selber g'junga als Jaga vom Grafen z' Hohenaschau, der mir später zu dem Wirtshäusl da verholfen hat. Anno 59 freili hab'n die Dirndln drent und herent der Grenz an' gar wehmüatigen Text dazu g'macht. Franzl, spiel no'mal d' Zither und i will enk's vürsinga."

Und so sang der hochbetagte Weidmann:

D' Jaga, schö' grau und grün,
Siehg i ins Welschland ziehn;
Wie's schneidi fortzog'n san,
Da warn's schier tausend Mann;
Doch als der Krieg aus war,
Kaum war's a halbets Jahr —
Da hab' i's wiederum zählt —
Mei' Schatz hat g'fehlt."

„So hab'n damals Hunderte von Dirndln trauri g'junga," versicherte der Alte, und Cilly schmiegte sich an den bildschönen Kaiserjäger und sprach zuversichtlich: „Gottlob, Franzl, wir hab'n jetzt Frieden im Land! O wie bin i froh; koa Mensch erschießt mir mein Herzbuam."

„Wenn's i nit thua, verdammte Dirn!" brütete im Schatten der Linde der Brunner Hans, indem er

mit haßerfülltem Blicke nach dem Liebespaar schielte. Wild und unwirsch einen Hochlandsfluch ausstoßend, verlangte er nochmals zu trinken und schrie: „He, kreuzverliabte Wirtschaft, eing'schenkt! Schon a Stund' durst' i neb'n dem Weinfaßl. Bluatige Gamsln! Is denn die Almarauschknospn nur für die windigen Kaiserjaga auf der Welt?"

Cilly hatte den heimtückischen Menschen sofort aufs neue bedient. Da war es aber der Kaiserjäger, der auf den Krakeeler zuschritt und ihm sagte: „Brunner Hans, meintwegen rebellst du im Boarischen oder Tirolischen, wo 's d' willst; unser Gemüatlichkeit aber stör mir nit, dös laß dir g'sagt sei', sunst blast di der windige Kaiserjaga übern Garten außi. Hast mi verstanden? Und dös Röckl da von mein' Kaiser, du wilder Loder, wenn d' mir dös Ehrenkleid no'mal windig schimpfst, so hast es mit 'n Lichtenberger z' thuan. I laß d' Kaiserjägeruniform nit verunglimpfen, da müaßt i koa Tiroler und a schlechter Soldat sein."

„No, so schlimm is's nit g'moant," entgegnete kleinlaut der andere.

Der Kaiserjäger, durch diese Erwiderung gleich wieder zum Frieden gestimmt, sagte: „Wohl, wohl, Hans. Also red'n ma nimmer drüber. Willst mit mir a Seidl trinka auf guate Freundschaft, i zahl's gern."

Hans wich aus, indem er ablehnend erklärte: „Für heut hon i eh scho' z'viel im Leib — an' anders Mal."

„Is recht," erwiderte Franzl und begab sich wieder zu seiner Gesellschaft. Da kam, während der alte Lerchensteiner im Hause nachzusehen sich entfernt hatte, die Sprache auf dessen morgigen Namenstag, und Cilly bedauerte, daß es ihr nicht möglich gewesen, einen Strauß Alpenröslein zu pflücken, womit sie dem Großvater von jeher die größte Freude gemacht.

Es bedurfte nur dieser Bemerkung, und Franzl erklärte sich sofort bereit, noch heute einen solchen Strauß zu pflücken. Er wußte einen Platz unter der Mühlbergalpe, auf der Tiroler Seite, wo immer die ersten Alpenrosenknospen sich ansetzten. Diese würden im Sonnenschein des nächsten Tages aufblühen und so des Alten Wunsch erreicht werden.

„Aber du kimmst in d' Nacht eini," meinte besorgt Cilly. „Wie leicht könnt' dir was passier'n!"

„Was soll mir denn passier'n?" meinte der Bursche. „D' Grenzjaga wern mi wegen die Bleameln nit anhalten, und d' Weg und Steg kenn' i so guat, daß i's blindlings find'."

„Was die Grenzjäger anbelangt, hat's keine Gefahr," sprach der Oberaufseher leise. „Sollt' Sie einer anrufen, so geben S' ihm zur Antwort: Gamserln weiß und braun! Ich werde die Posten daraufhin instruieren! Aber ich bitt' mir aus, daß Ihr beide mir das schöne Liedl nochmals singt."

Das geschah auch.

Der Brunner Hans, der die Rede des Oberaufsehers erlauscht hatte, schlich sich während des Gesanges davon, um ja niemanden mehr einen Gruß sagen zu müssen. Hinter einem Haselstrauch blieb er stehen und sein Aussehen war ganz verändert. Haß, Eifersucht und Rachgier entstellten den sonst nicht unschönen Menschen. Er lachte häßlich auf. Seine Augen, vom raschen Trunke gerötet, glühten unheimlich auf, als er grimmig und mit von Zorn erstickter Stimme gegen die Alpenrose hin die Worte hervorstieß: „'s Dirndl muaß mei' wern, bis d' Almröserln am Mühlberg ob'n Apferln krieg'n. Meintwegen singt nacha d' Cilly auf a Weil:

Gamserln weiß und braun,
Nit is dem G'schick zu trau'n,
Heunting (heute) no frisch und g'sund
Durt auf der Almarund,
Morgen scho' schießt dir 's Blei
Dei junges Leb'n entzwei,
Und mit an' jähen Fall
Stürzst tot ins Thal.

I werd's nacha scho' z' trösten wissen. D' Almröserln san nit so empfindli wie d' Rosen im Treibhaus. In die Dirndln ihre Herzen dauert die Trauer nit so lang. Ja, ja, dös Almröserl von der »Almrosen« wird mei', und sollt' der Kaiser um an' Kaiserjaga wenger hab'n."

Hans schauderte selbst plötzlich vor seinen schwarzen Gedanken zurück. Doch Gesang und Zitherklang drangen zu ihm, fachten noch wilder die böseste Leidenschaft in seiner Brust an und so ging er, dunkle Pläne schmiedend, in den Wald. Am Ursprung eines kleinen Bergwassers, das mit Waldvergißmeinnicht tändelte und ein losgelöstes Almröslein spielend zu Thal trug, an einer Stelle heiliger Waldesruhe, warf sich der entartete Gebirgler, sündhafte Mordgedanken in der Seele, zu Boden und brütete sein Rachewerk aus.

„'s Gamserl weiß und braun — soll sei' letzte Parol' sein'"

Wohl erschrak er selbst vor dem teuflischen Gedanken. Hastig erhob er sich, um aus dem Versteck seine Flinte zu holen. Durch den stillen Hochwald aber ging ihm leise, nach seiner Weise, der liebe Herrgott nach. Er flüsterte ihm durchs Laubholz zu: „Reiße diese unlautern, schlechten Gedanken aus der Brust!" Aber Hans hörte nicht auf jenes Rauschen. Sein Herz war verstockt. Lauter und immer lauter drang des Waldes friedfertige Stimme zu ihm. Es war umsonst, sie verhallte unbeachtet an des Bösen Ohr. —

* * *

Es hatte zu dämmern begonnen, als sich ein doppelter Grenzposten auf einer hohen Lichtung traf und auf das Kommen des Vorgesetzten wartete. Nicht lange darnach trat der Oberaufseher, der sein Pferd in der Alpenrose zurückgelassen, aus dem Bergwalde zu den Wartenden. Der Rapport wurde entgegengenommen, alles stramm nach Vorschrift, kurz und bündig. Dann befahl der Vorgesetzte den Grenzwächtern, gegen die Schlucht am Mühlberge hin zu patrouillieren, längs welcher sich ein beliebter Paschersteig befindet, und teilte das Losungswort für

BLB Karlsruhe

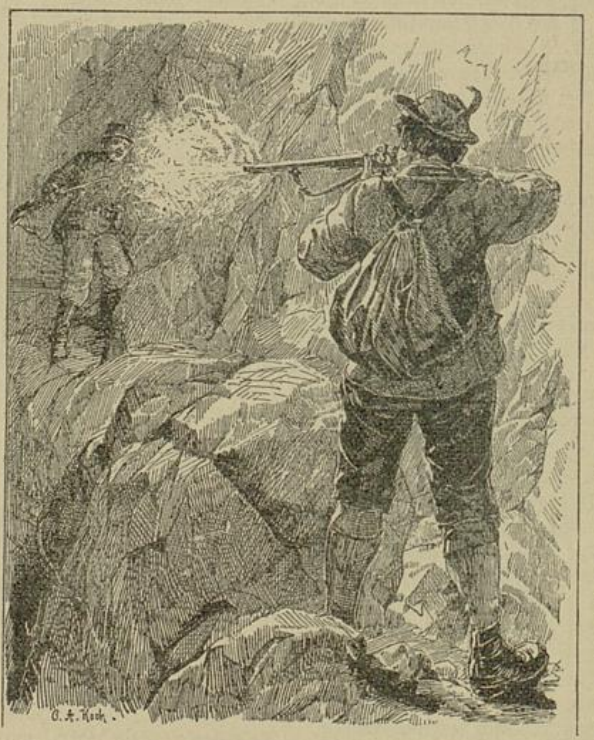
die nächste Nacht aus, das in Erinnerung an den Gesang in der Alpenrose lautete: „Gamserln weiß und braun.“ Er verständigte sie auch, daß der Lichtensteiner Franzl, in der Uniform der Kaiserjäger, nach der Mühlbergalpe zum Alpenrosenpflücken gegangen sei, und sie ihn, falls er sich verspäten würde, unbeanstandet passieren lassen sollten. Er würde sich ihnen durch das gleiche Losungswort zu erkennen geben.

„Verstanden?“ fragte noch einmal kurz der Vorgesetzte.

„Verstanden,“ war ebenso kurz die Antwort. Man salutierte und trennte sich. Der Oberaufseher ging, die übrigen Grenzwächter zu inspizieren. —

Nicht lange darauf — es war im Walde bereits dunkel geworden — schlich sich der Brunner Hans, die Flinte im Arm, längs einer tiefen Schlucht gegen den Steig zu, welchen der Kaiserjäger seiner Meinung nach auf seinem Rückwege einschlagen mußte.

Er hatte Franzl, als es schon zu dämmern begann, den Weg dorthin nehmen sehen, und es war ihm sehr lieb, daß die Nacht sein finsteres Vorhaben begünstigte. So kam er auf etwa fünfzig Schritte an den Doppelposten der Grenzwächter heran, von dem er aber nur einen Mann erblickte. Trotz der Dunkelheit erkannte er, daß derselbe eine Uniform trage. Er nahm das Gewehr in Anschlag. Um sich zu überzeugen, ob es der Verhaßte wirklich sei, rief er: „Wer da? Losung!“



Da fiel ein Schuß und der Grenzjäger sank mit einem lauten Aufschrei zu Boden.

Die Aufseher glaubten, es sei einer ihrer Kameraden, und einer davon gab zur Antwort: „Gamserln weiß und braun.“

Da fiel ein Schuß, donnernd hallte er im Hochwalde wieder, der Grenzjäger sank mit einem Aufschrei zu Boden. Noch aber war der unselige Schuß im Bergwalde nicht verhallt, so blitzte es hinter einem Felsstück auf. Der zweite Grenzjäger hatte sicher geschossen: der Brunner Hans fiel, tödlich in die Brust getroffen, in die Waldschlucht hinab.

Rasch kamen auf die beiden Schüsse hin mehrere Grenzwächter mit dem Oberaufseher herbeigeeilt und man sprang dem verletzten Kameraden hilfebringend zu. Zum Glücke war seine Verwundung nicht gefährlich. Nun ging's in die Schlucht hinab; da fanden sie den Brunner Hans im Sterben.

„Sonderbar,“ meinte der Oberaufseher, „der Mensch hat kein Pfund Schmuggelware bei sich und schießt scharf auf die Wächter des Gesetzes. Da steckt ein Geheimnis dahinter.“

„'n Lichtenberger hat's golten,“ sagte der Sterbende, als er erfuhr, daß seine Kugel einen Grenzwächter getroffen; „d' Gamserln weiß und braun — war'n dran schuld. All' mei' Sach', was no da is, vermach' i dem Aufseher — unser Herrgott wird eam's besser vermoan' wie mir — denn mit mir is's aus. Der Herr sei meiner arma Seel gnädi!“

Damit verschied der Mörder.

Auf einem andern Steige aber war Franz, mit frischen Almenrosenknospen reich beladen, schon längst zu Thal gestiegen und saß Hand in Hand mit seinem Bräutchen — denn als solches hatte sie der Alte erklärt — in der trauten Stube der „Alpenrose“. Sie hatten keine Ahnung von der nahen Gefahr, die über Franzens Haupt geschwebt. Als sie davon erfuhren, dankten sie dem lieben Herrgott aus vollem Herzen für die Abwendung des schrecklichen Unglücks. Das Liedl von den Gamserln wird aber seitdem in der „Alpenrose“ ganz besonders in Ehren gehalten; doch so oft es Franz singt, faßt das geliebte Weib unwillkürlich seine Hand und gedenkt mit dankbarem Blicke gen Himmel jener Stunde, in welcher der Anfang dieses Liedes

„Gamserln weiß und braun“

sein Abschiedslied hätte werden sollen — wenn es der, so über den Sternen wohnt, nicht zu ihrem Heile anders gefügt hätte.

Eltern, übet ernste Zucht!
Wie die Saat, so die Frucht,
Besser, euer Kind weint jetzt,
Als daß ihr noch weint zuletzt.

Schubert.

Vom Weberfrieder und wie er die sociale Frage löste.

Die Zeuglemarei, so geheißen, weil sie einen Hausierhandel mit Ellenwaren betrieb, müßt ihr noch gekannt haben. Sie war ein armes Weiblein mit einem Kinde, dem blondgelockten Friederle, das zu allem Unglück keinen Vater hatte, denn der war auf und davon gegangen und hatte sie mit ihrem Büblein in der Schande sitzen lassen.

Das hat der Marei anfangs sehr weh gethan; denn sie hatte den Steinhauerfranz gar gern, ach viel zu gern gehabt und war durch zu arges Gernhaben zu Fall gekommen. Als ihr Franz ohne Abschied fortgegangen war, hatte eine wilde Verzweiflung sie erfaßt. Mehr als einmal stand sie am Wasser und wollte da hineinlaufen, und wenn nur die Angst vor dem Tode nicht noch größer als ihr Gram gewesen wäre, so hätte der kleine Friederle seine schönen blauen Äuglein nie und nimmer in dieser Welt aufgeschlagen.

Somit ist es zu verstehen, wenn Mareis Mutterfreuden anfangs nicht überschwenglich waren. Sie sah ihr Kind als eine immerwährende böse Mahnung und als eine Last an, die man je eher, je lieber wieder abstellen möchte. Wenn der Friederle in den ersten Tagen seines Daseins gestorben wäre, so hätte er der Mutter einen großen Gefallen gethan.

Dazu zeigte aber der Friederle nicht die geringste Lust: er lebte und wollte — wie sein Appetit und sein kräftiges Schreien, welches auf gute Lungen schließen ließ, bewiesen — wohl lange leben. Allgemach erholte sich die Mutter von ihrem Schmerz. Das liebliche Lächeln des Kindes, sein kräftiges Strampeln eroberten ihr Herz, und es dauerte nicht lange, so umfaßte sie ihn mit der ganzen Zärtlichkeit und Innigkeit, deren ein Mutterherz nur fähig ist. Ihrem Friederle zuliebe arbeitete sie Tag und Nacht und fand ihren schönsten Lohn in dessen Gedeihen.

Mit sechs Jahren kam der Friederle zum Zinkenbauern und wurde ein Schafhirtle. Die frische Luft auf dem Berge, aber wohl nicht minder die süße Milch und die Speckschnitten, welche die Bäuerin dem Büble seines Fleißes und seiner Anstelligkeit wegen gern und reichlich zukommen ließ, machten es, daß das Büble zusehends größer und stärker wurde. Der Friederle bekam Backen wie ein Pfeiser, wurde stämmig und doch behende wie eine Gemse. Der Herr Lehrer aber, dessen Unterricht der Friederle täglich von 8—11 Uhr genoß, nannte ihn seinen besten Schüler.

Der Friederle war ein heller Kopf. Das zeigte sich nicht nur in der Schule, sondern in allen seinen Handlungen. Vor dem Hause des Zinkenbauern war ein laufender Brunnen, dessen Röhre man gewöhnlich mit einem Lumpen zustopfte, wenn der Trog voll war, weil sonst, wenn er überlief, das Wasser über den ganzen Hof sich ergoß. Der Stopflumpen ging durch die Unachtsamkeit der Mägde oft verloren, und die Bäuerin hatte alle Ursache, darüber ihre Unzufriedenheit auszudrücken.

„Dem kann man abhelfen," sagte Friederle. Er schnitt sich ein fünf Zoll langes Stück Hollunderholz zurecht, trieb das Mark daraus, bohrte von der Seite ein Loch hinein, in welches er einen ebenfalls durchbohrten Zapfen steckte: jetzt hatte er einen zwar etwas einfachen, aber immerhin einen Hahn, der seine Dienste that. Und so, wie hier, wußte der Friederle überall zu helfen und zu raten: seine Begabung für mechanische Dinge trat sichtlich zu Tage.

Deswegen war es auch, daß er, nachdem er aus der Schule entlassen war, in eine große, mechanische Werkstätte der Stadt in die Lehre kam.

Hier hatte er nun vorerst alle Freuden und Leiden eines Lehrlings zu kosten. Er war dem Werkzeugmacher beigegeben und konnte so vieles lernen, was draußen in den Werkstätten nicht möglich gewesen wäre. Nebenbei mußte er aber auch das Werkzeug an die Arbeiter ausgeben und nach dem Gebrauch wieder von ihnen zurücknehmen. Dieses Amt aber war die Ursache, woraus sich für ihn gar viele Leiden herschrieben. Brachten die Arbeiter das Werkzeug nach dem Gebrauch wieder unversehrt zurück, dann war es gut. Gaben sie es aber gar nicht oder doch beschädigt zurück, dann mußte Friederle es notieren und diese Notizen vor dem Lohntag auf dem Kontor abgeben — was zur Folge hatte, daß die betreffenden Arbeiter bestraft wurden.

Das gefiel ihnen selbstverständlich nicht; sie verfolgten den armen Friederle, der indessen zu einem tüchtigen Frieder ausgewachsen war, wo sie nur konnten. Im Winter, wenn es beim Geschäftsschluß auf der Straße dunkel war, so daß man seinen Nachbar nicht erkennen konnte, hagelten die Ohrfeigen von allen Seiten auf ihn. Der Friederle weinte oft bittere Thränen. Sie nützten aber ebensowenig als die Klagen, die er beim Geschäftsführer vorbrachte.

„Ja, Frieder," sagte dieser, „was kann ich da thun? Was außerhalb des Geschäftes vorgeht, das

BLB Karlsruhe

geht mich nichts an. Auf der Straße hat die Polizei die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wenn du aber nicht weißt, wer dich geschlagen hat, so kann dir auch die Polizei nicht helfen, und zudem, Frieder, bedenke: auch ich habe meine Ohrfeigen bekommen, wie ich in der Lehre war. Lehrbuben und Ohrfeigen gehören zusammen wie Sauerkraut und Speck. Wenn ein Lehrjung keine Ohrfeigen bekommt, wird er auch kein richtiger Arbeiter. Also! Trag's mit Geduld! In dreiviertel Jahren hast du ausgelernt, dann hört das Ding auf!"

Und er trug's mit Geduld, aber nicht mit der Überzeugung, daß die Ohrfeigen absolut notwendig seien. Er blieb also und hielt die Lehre samt den Ohrfeigen geduldig aus. Als ihm aber am zweiten Tage seines Gesellenstandes ein Russe, der ihn schon oft mißhandelt hatte, wieder mit Ohrfeigen aufwarten wollte, packte er denselben an der Gurgel und warf ihn so kräftig an die Wand, daß er hörbar quietschte und das Feuer im Elsaß zu sehen meinte.

„Aha," sagten die andern, „der Frieder hat ausgelernt. Das war sein Gesellenstück. Alle Hochachtung!"

Sonntags streifte er durch Flur und Wald und besuchte auch gelegentlich seine Mutter oder die Zinkenbäuerin.

Jetzt, da er Geselle war, ging es dem Frieder ganz gut. Er bekam täglich 3 Mark, die er zur Bestreitung seiner bescheidenen Bedürfnisse bloß zu zwei Dritteilen verbrauchte. Abends ging er, anstatt in die Kneipe, in die Zeichenschule, und Sonntags streifte er durch Flur und Wald und besuchte auch gelegentlich seine Mutter, oder die Zinkenbäuerin, den Herrn Pfarrer und wen er sonst so kannte und mochte in seinem Heimatsdorfe. Bei schlechtem Wetter aber saß er daheim in seinem Stüble und vergnügte sich mit Zeichnen und Experimentieren.

* * *

Zwei Jahre hatte er so gelebt, glücklich und zufrieden. Das Arbeiten war ihm eine Lust, das Studieren ein Bedürfnis geworden. Nun aber zog er, dem Drange seines jungen Herzens folgend, reich an Können und Wissen, gesund an Leib und Seele, frohgemut in die Fremde.

In einer industriereichen Stadt Mitteldeutschlands fand er bald dauernde Arbeit, und zwar in einer großen mechanischen Werkstätte, wo, man denke sich Frieders Freude, vier Mark sein Taglohn ward! Nun konnte er leichtlich 30 Mark im Monat auf die Kasse tragen und doch hie und da seiner Mutter mit einem passenden Geschenk eine Freude machen. Der Frieder wünschte es vorläufig gar nicht besser und war mit sich und der Welt zufrieden.

Das gefiel aber einem seiner Mitarbeiter nicht, das war nämlich der „Citatenfritz", der nicht sehen konnte, wenn ein anderer zufrieden war, wo doch er — der Citatenfritz — mit Gott und der Welt in einem Stück haderte und Tag und Nacht in Revolution machte.

„Frieder," sagte er eines Sonntags zu diesem, „Frieder, heute abend gehst du mit in unsere Versammlung, damit du auch erfährst, wie es eigentlich in der Welt zugeht. Du bist noch jung, stellst dir die Welt noch ganz anders vor, als sie ist. Du hast keine blasse Ahnung von der Ausbeutung und Tyrannei, welche die Herren Arbeitgeber an uns Arbeitern verüben."

„So? Ja, dann ist es richtig," entgegnete Frieder, „von diesen Dingen habe ich noch nie etwas verspürt. Die Herren, mit denen ich bisher in Berührung kam, waren ohne Ausnahme sehr gut gegen mich, und ich bin ihnen vielen Dank schuldig."

„Mag sein," sagte Citatenfritz, „du hast eben Glück gehabt. Aber geh nur heute abend mit. Ein Arbeiter muß dabei sein, wenn die Interessen seines Standes besprochen werden. Wenn dir nur erst reiner Wein eingeschenkt worden ist, dann denkst du auch anders! Du wirst erst erwachen und die Augen aufthun."

Der Frieder dachte bei sich, was er öfters von seinem früheren Lehrherrn vernommen hatte: „Prüfet alles, behaltet das Beste," und so folgte er der Einladung.

In Begleitung des Citatenfritzen begab er sich in den „Bären", wo die Socialisten ihre Zusammenkünfte hatten und wo sie bereits in großer Zahl beisammen waren.

Bald bestieg Herr Huber, ein ehemaliger Schlossermeister, nun aber ein echter und sattelfester Socialist, die Rednertribüne und ließ in einem längeren Vortrage mit abgedroschenen Redensarten sein Licht leuchten. Er sprach von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, vom Kapitalismus und seiner Tyrannei, vom Schwelgen und Prassen der Reichen, vom

BLB Karlsruhe

Hungern und Darben der Armen u. s. w. und fand lauten und dröhnenden Beifall.

Dann bestiegen noch andere das Podium und sagten, wenn auch in andern Worten, doch so ziemlich wieder dasselbe, so daß der Frieder begann sich zu langweilen. Was er da hörte, das konnte wirklich seine Grundsätze nicht erschüttern und seine Ansicht nicht ändern. Frieder war froh, als die Vorträge ihr Ende erreicht hatten und er wieder hinaus an die frische Luft kam; denn zur Teilnahme an dem nun folgenden Zechgelage ließ er sich durchaus nicht bewegen. Da war jedes Wort seitens des Citatenfritzen eine unnütze Verschwendung.

„Wenn du nicht bleibst," sagte dieser zu Frieder, „so gehe ich mit und begleite dich. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich fühle mich immer mehr zu dir hingezogen. Und dann, Frieder, sehe ich es als eine Ehrensache an, einen so tüchtigen Burschen, wie du einer bist, für unsere Sache zu gewinnen. Wie haben dir nun die Vorträge unserer Redner gefallen? Hast du sie auch gut verstanden und bist du jetzt von der Berechtigung unserer Forderungen überzeugt?"

„Verstanden," erwiderte Frieder, „habe ich alles, aber einverstanden bin ich nicht mit allem. Ihr sprecht von Tyrannei und Ausbeutung, und beide habe ich an meinem Leibe noch nie erfahren. Die Herren, mit denen ich bisher verkehrte, waren, wie ich vorhin schon sagte, alle sehr achtungswert; ich verdanke ihnen alles, was ich bin und habe, und ich müßte ein elender Tropf sein, wenn ich meinem Pfarrer, meinem Lehrer und meinem Lehrherrn, die mir die Bahn zu einem erträglichen Dasein gewiesen und geebnet haben, ein schlechtes Zeugnis ausstellen wollte. Sämtliche Herren waren sehr freundlich, wohlmeinend und hilfbereit mir gegenüber. Dagegen haben die Arbeiter mich in der Lehre in roher Weise mißhandelt, nur, weil ich meine Pflicht that!"

„Du hast eben Glück gehabt und weißt nicht, welche Blutsauger und Leuteschinder es giebt," warf Citatenfritz ein.

„Nein," erwiderte da der Frieder, „wenn ich bisher noch keine Tyrannei gesehen habe, so ist das der klarste Beweis dafür, daß nicht alle Herren Leuteschinder und Blutsauger sind. Ihr begeht also ein großes Unrecht, wenn ihr alle Unternehmer, die ganze besitzende Klasse, in einen Kratten werft und die Unschuldigen mit den Schuldigen verdammt. Es mag ja sein, daß es Aussauger und Vampire unter ihnen giebt, — aber dann bekämpft doch bloß diese und laßt die andern in Ruhe! Es giebt in allen Ständen Lumpen und sehr achtungswerte Menschen, und wie ich mich ganz energisch dagegen auflehnte, wenn man die Arbeiter samt und sonders zu den Lumpen zählen wollte, so steife ich mich ebenso dagegen, wenn alle Unternehmer Tyrannen sein sollen. Es giebt unter der besitzenden Klasse viele, die nur das Beste der Arbeiter im Auge haben und ihr Ohr und Herz keiner berechtigten Forderung verschließen. Wenn es deren immer weniger giebt, so tragen die Socialisten selbst die meiste Schuld daran, weil sie auch der besten Absicht der Arbeitgeber immer selbstsüchtige Absichten unterschieben und kein gutes Haar an ihnen lassen. Denn sieh, Citatenfritz, wie man in den Wald schreit, so schallt es daraus zurück. Aus Haß giebt's keine Liebe; säest du Rübsamen, dann giebt es keinen Weizen. Glaub nur, wenn die Arbeiter nicht immer so feindselig vorgingen, sondern ihre Anliegen mit jener Bescheidenheit vorbrächten, die dem Arbeiter seinem Herrn gegenüber gebührt, — sie würden viel mehr erlangen, als mit ihrem Räsonnieren, ihrem Schimpfen und Drohen."

Der Citatenfritz machte große Augen. „Also," schrie er, „wir, die Arbeiter, die sich schinden und plagen müssen, daß die Herren wie Götter leben können, sollen nach deiner Ansicht noch demütig und bescheiden sein? Wir sollen noch die Hand küssen, die uns schlägt? Sollen den Unternehmern noch danken, daß wir für sie arbeiten dürfen?! Nein, Frieder, einen solchen Knechtsinn hätte ich bei dir doch nicht vermutet; du bist ein geborener Sklave und wirst immer einer bleiben."

„Das muß ich durchaus in Abrede stellen," erwiderte Frieder ruhig. „Ich bin vollständig Herr meines Willens und habe zum Sklaven weder Lust noch Anlage. Aber ich bleibe dabei: wir sind unsern Herren Dank schuldig, daß sie uns Gelegenheit geben, ehrlich unser Brot zu verdienen, und die Bescheidenheit erniedrigt nicht, nein, sie adelt vielmehr den, der sie übt. Sieh, als ich auf meiner Wanderschaft hierher kam, war ich doch sehr froh, als unser Herr mir Arbeit gab; also bin ich ihm Dank schuldig! Und dann, Citatenfritz, hat unser Herr ein Vermögen von mindestens 300000 Mark. Er könnte leben, ohne uns, ohne Arbeit und Arbeiter. Dennoch sehen wir ihn unermüdlich thätig, und das fordert — wenn nicht deine — so doch meine ganze Hochachtung. Tausende würden, wenn sie in seinen Schuhen stünden, keine Hand mehr rühren."

„Er arbeitet; ja, das stimmt! Aber nur aus Habsucht; nur, um immer mehr auf einen Haufen zu bringen. Meinst du, er arbeitet, um uns Gutes zu thun? Um uns Brot zu geben?"

„Sei nicht ungerecht," sagte Frieder, „unserem Herrn kann man in keiner Beziehung Vorwürfe machen. Er ist leutselig, verständig, bezahlt einen Lohn, mit dem sich leben läßt. Sieh, ich lege monatlich 30 Mark auf die Seite und lebe dabei ganz fidel!"

„Ja, ja," entgegnete Citatenfritz, „du bist ein lediger Bursche und hast gut machen. Wenn du aber einmal eine Familie hättest, würdest du aus einem andern Loche pfeifen!"

„Ich glaube kaum, daß es mir an der Seite einer verständigen, fleißigen Frau schlechter ginge. Meine Kostleute sind auch nur Arbeiter und führen ein sehr behagliches Leben. Sie wohnen ganz anständig, kleiden sich sauber und nett und essen vorzüglich."

„Deine Kostleute, ja, das glaube ich. Die Frau verdient mit Waschen und Bügeln; der Mann

bekommt im Geschäft täglich fünf Mark und hängt seiner lieben Anna immer am Schurzbändel; einen Schoppen zu trinken getraut er sich nicht. Und einen solchen Pantoffelhelden willst du dir zum Muster nehmen!?"

„Da bist du irr, wenn du meinst, mein Kostherr trinke keinen Schoppen. Er trinkt sogar alle Tage drei, läßt aber den Wein aus dem Rebort kommen und braucht also nicht ins Wirtshaus. Daß er zu seiner fleißigen, braven Frau hält, das finde ich ganz schön, und ein Pantoffelheld ist er deswegen noch lange nicht. Im Gegenteil, sie thut nichts, ohne sich vorher mit dem Manne verständigt zu haben. Und dann, Fritz, — wenn einer heiratet, muß er für die Annehmlichkeiten, die ihm das Familienleben bietet, auf die Vergnügungen des Junggesellenstandes verzichten können. Der Spatz auf dem Dache opfert sich ja für seine Familie auf! Und ich glaube, daß einer, der für die Seinen sorgt und ihretwegen zurückgezogen lebt, mehr Anspruch hat auf den Namen „Mann", als ein anderer, der im Wirtshaus seine Erholung sucht und unter Politisieren und Renommieren seinen Lohn vertrinkt und seine Angehörigen daheim darben läßt!"

„Donnerwetter, du kannst aber predigen," meinte da voller Hohn der Citatenfritz, „aber wie, wenn ein Familienvater bloß zwei Mark Taglohn bekommt und eine Frau und sechs Kinder ernähren soll. Was dann, Frieder?"

„Daß es viele solcher giebt," sagte Frieder, „ist leider wahr. Aber wer trägt denn die Schuld? Doch nicht etwa der Arbeitgeber. Der Unternehmer kann doch einem Menschen, der nichts gelernt hat und mit seinen geringen Fähigkeiten nur sehr wenig leistet, keinen hohen Lohn ausbezahlen, nur weil der Mann eine Frau und sechs Kinder hat! Jeder Unternehmer hat heutzutage mit einer steigenden Konkurrenz zu kämpfen, er muß sein Geld zusammenhalten, wo er nur kann, wenn er nicht selbst zum Bettler werden will, und was er an Lohn geben kann und darf, das muß sich genau nach dem richten, was der Arbeiter leistet."

„Die Unternehmer bezahlen aber nie nach Verdienst; sie schöpfen den Rahm ab und der Arbeiter bekommt die Sauermilch."

„Wo das wirklich geschieht," entgegnete Frieder, „da kann der Arbeiter seine Ansprüche geltend machen: er darf aber niemals seine Familie als Ursache des Verlangens nach höherem Lohn vorführen. Für die Familie ist nur der verantwortlich, der sie gegründet hat. Und hier ist eben der Krebsschaden, daß so viele Leute, die nichts können, nichts wissen und nichts haben, mit unverantwortlichem Leichtsinn eine Familie gründen und oft schon mit neunzehn Jahren heiraten."

„Du bist und bleibst einmal ein waschechter Philister," sagte Citatenfritz giftig. „Wenn es nach dir ginge, würden wir bald ein Gesetz haben, demzufolge allen armen Leuten das Heiraten verboten wäre."

„Fritz, du willst die Wahrheit absolut nicht verstehen. Zu einem Heiratsverbot hat niemand ein Recht; das wäre wider die Gesetze der Natur. Darin soll volle Freiheit herrschen. Aber der einzelne soll sich dieser Freiheit würdig zeigen; er soll sich fragen: Kann ich auch eine Familie ernähren? Wenn einer zwei Mark pro Tag verdient, so kann er sich es selbst bequem ausrechnen, daß dies zur Erhaltung einer Familie nicht zureicht. Wenn er bloß zwei Mark verdient, kein Vermögen hat und die Möbel auf Abzahlung holen muß, so kann er das folgende Elend voraussehen, und er hat nachher, wenn er in der Klemme sitzt, weder Ursache noch Recht, andere dafür verantwortlich zu machen. Mit solch leichtsinniger Heirat begeht einer ein Verbrechen an sich und an der Gesellschaft. Denn durch solche Eheschließungen steigt das Proletariat ins Unzählbare, die Nachfrage nach Arbeit überwiegt das Angebot immer mehr und die Aussichten für den Arbeiter werden immer ungünstiger. Und wer ist schuld? Der Arbeitgeber doch sicherlich nicht."

„Deswegen," warf Citatenfritz ein, „erstreben wir ja die Verstaatlichung, Monopolisierung des Gewerbes und des Grund und Bodens. Sind wir erst so weit, dann giebt es keine Not mehr, der Ueberfluß gelangt dann nicht mehr in die tiefen Taschen profitwütiger, egoistischer Fabrikanten, sondern in die Staatskassen, und diese werden helfend eingreifen, wo es Not thut. Es giebt dann keine Herren und keine Bettler mehr. Wer leben will, muß arbeiten, und wer arbeitet, hat Brot!"

„Das wäre so übel nicht," gab Frieder etwas spöttisch zurück. „Ich fürchte bloß, daß dieses Programm bei der Ausführung scheitert. Du wirst einsehen, Citatenfritz, daß solch eine riesige Staatsmaschine auch ihre Verwaltung haben müßte. Nun sage mir, wer die Verwaltung übernehmen soll! Ihr verkündet die Gleichheit. Wo aber alle gleich sind an Mitteln und Rechten, giebt es keine Autorität und ohne diese keine Regierung, die ihren Erlassen Achtung und Folge verschaffen kann."

„Was du für naive Fragen stellst," sagte Citatenfritz. „Wer die Verwaltung des Zukunftsstaates übernehmen soll? Natürlich die Intelligentesten. Das ergiebt sich von selbst. Wer nicht rechnen kann, wird sich nicht zur Finanz melden, und ein geistloser Mensch wird nicht Korrespondent werden wollen. Er muß eben thun, was er kann."

„Und soll für seine geringe Leistung dann so bezahlt werden, wie einer, der an der Spitze der Verwaltung steht?"

„Er bekommt so viel, daß er und seine Familie ein menschenwürdiges Dasein führen können."

„Und wer, wenn ich fragen darf," warf Frieder ein, „bestimmt die Grenzen und reguliert die Begriffe bezüglich eines menschenwürdigen Daseins? Weißt du nicht, daß die Menschen nicht nur sehr verschieden veranlagt sind, sondern auch sehr verschiedene Bedürfnisse haben? Ihr könnt die Grenzen des Bedürfnisses noch so weit ausstecken, sie werden

BLB Karlsruhe

nie allen genügen, und schließlich habt ihr dann doch wieder ein Heer von Unzufriedenen, Unbotmäßigen, Renitenten — und mit der allgemeinen Glückseligkeit ist's halt wieder nichts."

„Das ist aber dann doch was anderes," meinte Citatenfritz. „Man giebt jedem, daß er anständig, menschenwürdig leben kann. Ist einer dann doch unzufrieden, so ist er's ohne Not, ohne Berechtigung. Heute aber hat man Recht und Ursache zur Unzufriedenheit genug. Im Zukunftsstaat darf keiner mehr darben, aber auch keiner schwelgen; der Starke arbeitet für den Schwachen, weil er in ihm einen von der Natur stiefmütterlich bedachten Bruder sieht."

„Und du glaubst wirklich, daß es im erträumten Zukunftsstaat ausschließlich Menschen giebt, die ihr

Im Zukunftsstaat darf keiner mehr darben, aber auch keiner schwelgen.

Können und Wissen, ihr Talent und ihre Energie selbstlos ohne materiellen Vorteil, ohne persönliche Vergünstigungen und Auszeichnungen in den Dienst ihrer beschränkten oder faulen Mitbrüder stellen, nur damit die letztern auf Kosten der erstern ein behagliches, müheloses Dasein führen können? Wenn du das glaubst, Citatenfritz, dann kennst du die Menschen nicht, dann kennst du nicht die Macht des Selbsterhaltungstriebes, nicht das Feuer des Ehrgeizes und hast keine Ahnung von den unausrottbaren Wurzeln, die der Egoismus in den Herzen der Menschen immer trieb, gegenwärtig treibt und treiben wird, so lang es Menschen giebt."

„Du willst mich nicht verstehen, Frieder," sagte unwillig und müde Citatenfritz. „Du hast zu wenig Verstand, um deinen Vorteil wahrzunehmen, zu wenig Herz, um das Elend deiner Standesgenossen mitfühlen zu können."

„Nein, Citatenfritz, du verkennst mich. Auch mir thut es weh, wenn ich meine Mitbrüder in Armut und Not sehe, auch ich wünsche meine Lage günstiger zu gestalten, aber diesen und mir zu helfen, schlage ich ganz andere, eigene Wege ein, weil ich — wenn ich nach euerem Programm mich richten wollte — niemals zum Ziel komme. Wenn ich einen hoch droben auf der Spitze einer Pyramide sehe, wie er, von den goldenen Strahlen der Morgensonne begossen, im kühlen Äther hoher Regionen sich badet und mit Vergnügen die Schönheiten und Reize der unter ihm liegenden Landschaft betrachtet, so kommt mir als einem zu stetem Verlangen veranlagten Wesen natürlich der Wunsch, es ihm nachthun zu können. Wenn ich zu ihm will, muß ich mich erst fragen, wie er es angestellt hat, daß er hinauf kam; ich muß den von ihm eingeschlagenen Weg aufsuchen. Aehnlich ist es im gesellschaftlichen Leben. Wenn schon diejenigen, die auf den blumengeschmückten Höhen des Lebens wandeln, immer auch gebrechliche Menschen sind und von den Tücken des Schicksals auch nicht verschont bleiben und Krankheit und Tod mit allen Reichtümern nicht von sich fern halten und mit allem Golde keine Liebe erkaufen können, ohne welche das Leben schal und fade ist, — so bezaubert und verführt uns doch der sie umgebende äußere Glanz und macht den Wunsch nach ähnlicher Stellung in uns rege. Ich gestehe, daß ich mir schon oft wünschte, ein großer Fabrikant zu sein. Bei solchem Wunsche aber frage ich mich: Wie kommt es, daß dein Herr so hoch droben und du so weit unten bist? Welche Wege mußt du einschlagen, um zu ihm zu gelangen? Wie kommt es, daß er dein Herr und du sein Arbeiter bist? Und da giebt es nur eine stichhaltige Antwort: seine Vorfahren müssen tüchtiger, solider und sparsamer, oder mehr vom Glück begünstigt gewesen sein als die meinen, oder er muß durch außergewöhnliche Mühe und Arbeit oder Glücksumstände sich selbst in die Höhe gehoben haben oder in die Höhe gehoben worden sein. In allen diesen Fällen muß ihm das natürliche Rechtsgefühl seinen Besitz und dessen Sicherheit zusprechen und garantieren. Haben seine Voreltern sich gemüht und geplagt, gespart, dann liegt es in der Natur der Dinge, daß er — ihr Fleisch und Blut — die Früchte dieser Mühen genießt. Oder, Hand aufs Herz, Citatenfritz, wolltest du, wenn du Kinder hättest, dein erspartes und erschafftes Eigentum andern als diesen vermacht wissen? Gewiß nicht! So lange einer bei gesunden Sinnen ist, spricht die Stimme der Natur nur zugunsten des eigenen Fleisches und Blutes. Hat sich einer aber vermöge der ihm angeborenen Fähigkeiten selbst heraufgeschafft, dann kann man ihn dieser seiner Fähigkeiten wegen wohl beneiden, aber nicht anfeinden und bekriegen. Da kann man höchstens gegen Gott, der ihm die

Gaben verlieh, oder, wenn man an keinen Gott glauben will oder kann, gegen die Natur, die so parteiisch und nach Belieben ihre Gaben austeilt, sich auflehnen, am besten aber läßt man's bleiben. Wer einen Anlauf gegen diese unternimmt, wird bald mit gebrochenem Genick am Boden liegen. Ich wiederhole: zur Anfeindung eines Mannes, der sich aus eigener Kraft emporgeschwungen hat, haben wir kein Recht; wohl aber haben wir alle Ursache, ihn hochzuachten. Denn Hunderttausende, die ebensoviel Talent, ebensoviel Glück haben, gehen sang- und klang- und nutzlos zu Grunde, weil sie letzteres mit Füßen treten und jenes nicht zur Verwertung bringen Und dann kostet es bei aller Fähigkeit doch beharrliche Arbeit, wenn man sich über das Alltagsleben erheben will!"

„Ich beuge mein Knie vor deiner Weisheit," sagte Citatenfritz, „solche Gedanken hätte ich hinter deinem Stirnblatt nicht gesucht, obschon ich dich für einen hellen Kunden ansah. Aber weil du allem so auf den Grund sehen kannst, wirst du mir auch sagen, wie es mit jenen zu halten ist, die durch Betrug und Blutsaugerei, durch Schlechtigkeiten aller Art in dieser schönen Welt so glänzend zur Geltung gekommen sind?"

„Diese bestraft das Gesetz, wenn sie ihm ins Garn kommen; wo nicht, giebt es einen inneren Richter, und dieser heißt Gewissen, und das Gewissen weiß so kräftig in ein ruchloses Herz sich einzukrallen, daß trotz des äußeren Glanzes ein solcher, d. h. ein Vampir an der menschlichen Gesellschaft, alles andere eher ist, als glücklich. Da schläft ein armer, aber braver Arbeiter doch süßer auf den harten Steinen als ein Gauner auf seideüberzogenem Prachtbett, und die magerste Kost ist ihm genußreicher, als einem Halunken Rehbraten und Poularden. Solche Leute beachte ich nicht, Citatenfritz; die überlasse ich ruhig ihrem Schicksal. Sie entgehen ihm nicht. Aber jene Menschen, die durch Fleiß, Sparsamkeit und Beharrlichkeit zum Ziel gekommen sind, nehme ich mir zum Beispiel. Ihnen will ich nachthun, nachleben und mir einen ebenen Pfad in meinem Leben zu bahnen suchen, und komme ich einst in die Höhe, dann will ich sehen, wo, wie und wie weit ich der Armut, dem Elend und dem Unglück meiner Mitmenschen abhelfen kann. Jetzt habe ich vor allem noch mit mir zu thun."

„Und du willst unserer Partei nicht beitreten?"

„Nein. Euer Programm ist nicht durchzuführen, und ich stütze mich vorerst noch auf keine Partei, sondern auf mich selbst, und wenn das jeder thut, wenn jeder die Besserung bei sich anfängt, dann wird viel von dem angeblichen und wirklichen jetzigen Elend von selbst verschwinden. Der Weg zum Glücke liegt nicht im öden, struppigen Gefilde des Räsonnierens, Pochens und Drohens, sondern er liegt auf den fruchttragenden Auen des Fleißes, der Arbeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit."

„Nun, wenn du absolut nicht zu bekehren bist, so versuche es einmal, ob du nach deiner Methode reich und glücklich werden kannst. Ich würde es dir gönnen, aber: ‚Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube'."

„Ich glaube und vertraue meinem Stern um so besser," sagte Frieder. „Doch jetzt: Gute Nacht und

Da schläft ein braver Arbeiter doch süßer auf den harten Steinen als ein Gauner auf seideüberzogenem Prachtbett.

sei mir nicht böse. Die Meinungsverschiedenheiten kommen von der Verschiedenheit der Erziehung, des Lebensganges und der Persönlichkeit und sollen keinen Haß zwischen uns erzeugen. Ich wenigstens hasse und verfolge keinen seiner Ueberzeugung wegen."

„Das freut mich," sagte Citatenfritz, „daß du wenigstens vorurteilslos bist. Da ist doch noch nicht alles verloren. Ich glaube, wenn du erst einmal so in der Welt herumgewürfelt worden bist wie ich, daß du dann noch anderen Sinnes wirst."

„Was die Zukunft aus einem macht, kann man nie wissen. Doch glaube und hoffe ich nicht, daß wir beide uns einmal unter dem Banner der Socialdemokratie treffen. Da müßte sich die Welt schon so ziemlich auf den Kopf stellen. Doch jetzt, Fritz," sagte Frieder, dem Citatenfritzen die Hand reichend, „muß ich heim, ich muß morgen wieder tüchtig bei der Arbeit sein. Schlaf wohl!"

„Gute Nacht, Frieder," sagte dieser, „schlaf auch wohl!"

Sie gingen, der eine, der Frieder, heim in sein Kämmerlein, der Citatenfritz noch in eine Kneipe. Er mußte noch einen hinter die Binde gießen, wie er sagte.

Auf dem Wege zur Kneipe hatte er noch ein Selbstgespräch. „Schade um den Kerl," sagte er, „daß er nicht 'rum zu kriegen ist. Das gäbe einen Agitator erster Klasse; denn er hat Grütze im Kopf

BLB Karlsruhe

und ist schlag'fertig. Es wundert mich bloß, wo er die Sache her hat? Vor sechs Jahren war er doch noch ein ungehobelter Bauernbengel und jetzt ist er nicht nur ein tüchtiger Arbeiter, sondern auch sonst auf jedem Gebiete beschlagen. Nun, was nicht ist, kann immer noch werden. Wenn er sich erst in der Welt tüchtig die Hörner abgerannt hat, besinnt er sich vielleicht doch anders. Vorderhand ist nichts mit ihm anzufangen. Aber achten muß ich ihn trotz alledem. Ja ich habe ihn im geheimen noch lieber als solch einen Latschi, der, ganz nach Verlangen, sich heute links, morgen rechts dreht."

Er war am Ziel seiner Wanderung. Eine zweideutige Kneipe, wo es nichts weniger als gemütlich war, nahm ihn auf.

Der Frieder aber saß daheim bei seinen Zeichnungen. Immer, bevor er zu Bette ging, las er entweder in einem guten Buche oder er zeichnete. Beim Experimentieren machte er Entdeckungen, die ihn zu den kühnen Hoffnungen berechtigten. Vorläufig aber legte er alles noch zurück. Erst wollte er noch mehr lernen, ehe er die Pfade des Erfinders betrat; denn nur, wer etwas ist, wer etwas kann, darf bei seinen Unternehmungen auf Anerkennung und Erfolg hoffen.

Nachdem er eine komplizierte Zeichnung beendet hatte, löschte er das Licht aus und legte sich zu Bette, um in gesundem Schlaf wieder Kraft zu seinem morgigen Tagewerk zu gewinnen.

So waren der Frieder und sein Mitarbeiter, der Citatenfritz. Der eine suchte seine Lage durch fleißige Arbeit, der andere sein Geschick durch Räsonnieren zu verbessern.

* * *

Jahre sind verflossen.

In Stahlingen — es ist Samstagabend — kommen eben die Schlosser und Mechaniker, hundertfünfzig Mann, aus der Fabrik, die vor zwei Jahren, zum großen Nutzen des sonst so armen Ortes, gegründet worden war.

„Das muß man unserem Herrn lassen," sagte Heidenreich, ein Polierer, „er ist ein Ehrenmann und ein Geschäftsmann vom Scheitel bis zur Sohle. So, wenn sie alle wären, ließe es sich aushalten als Arbeiter. Jetzt hat er uns schon wieder aus eigenem Antrieb am Lohn aufgebessert, weil das Geschäft es trägt, wie er sagte."

„Ja und auch die Arbeitszeit hat er uns eine Stunde gekürzt," fügte der rote Nobeln hinzu, so genannt, weil sein dichter Haarbusch die Farbe eines Fuchsbalges hatte. „Das thut nicht bald ein Herr freiwillig; denn, berechnet nur, was ihm das bei 150 Arbeitern ausmacht. Hundert Mark in 14 Tagen decken seine Einbuße nicht."

„Und seine Magd ist immer mit dem Eßkorb unterwegs, wenn irgendwo eine Frau im Wochenbett oder ein Arbeiter krank liegt," sagte wieder ein anderer.

„Und arbeiten kann er," sagte ein dritter. „Ich sag' euch, der stellt seinen Mann am Schraubstock, an der Drehbank und an der Esse. Er hat letzthin, als es eine schwierige Arbeit rasch abzuthun galt, unmittelbar neben mir gearbeitet; es war eine Freude, ihm zuzuschauen. Ich habe gemeint, ich könne es, aber gegen den Herrn bin ich der reine Lehrbube. Weil er das Praktische so versteht, weiß er auch, was man mit gutem Willen leisten kann, und verlangt nichts Unbilliges. Vor einem solchen Herrn habe ich Respekt und wünsche mir keinen bessern."

„Ich auch nicht," so pflichtete der Baiersepple, ein Eisendreher, bei. „Bin schon weit herumg'west a, aber so hot mir's noch nirgends g'foallen nit, des soag i schon a. Und wie mar soagt, hot unser Herr ganz von d'r Piki aufi deant, ist früher auch ein armer Schlucker g'west, und so wos vermehrt den Respekt schon a!"

„Da muß ich beipflichten," fiel ein langaufgeschossener, hellblonder Schlosser ein. „Wenn einer heutzutage, wo die Konkurrenz auf allen Jebieten sich fortwährend steigert, vom jemeinen Schlosserjesellen sich so in die Höhe arbeiten thut, denn hat sich das was auf sich, Jungens. Aber das kommt davon: unser Prinzipal hat in Preußen, wie ich mich habe sagen lassen, sich erst richtig ausjebildet. Drum ist's ihm so jut jejangen!"

„Wees Knebbchen, mer gönnte meenen, bloß im Praißschen gönnte man sich ausbilden," nahm jetzt ein krauskopfiger, untersetzter Sachse das Wort. „Ick behopte: im Säxschen hat er die höhere Bildung gelernt, in Chimnitz!"

„Dees bleibt sich älles gleich, wo unser Herr sich ausbildet hot. D' Hauptsach ischt: er ist en gueter Ma, und wenn älles wider ihn aufsteand, i lass' en net falle; noi, des git's net beim e richtige Schwobe. Unser Herr, er soll leben: hoch, hoch, hoch!"

Alle, der Baier, der Preuße, der Sachse und der Schwabe, der Protestant und der Katholik, stimmten in dieses „Hoch" ein. Mochte ihre Gesinnung, ihre Nationalität und ihre Religion noch so verschieden sein, in der Hochachtung ihrem Herrn gegenüber waren sie einig. — —

Der Fabrikant aber, ein stattlicher Mann mit männlichem Gesicht, hell und gutmütig blickenden blauen Augen, saß währenddessen daheim im Kreise seiner Lieben.

Diese Lieben bestanden aus einer jungen, reizenden Frau und zwei hübschen, blonden Kindern. Das eine, der dreijährige Fritzle, saß gerade auf den Knien des Vaters, während das zweijährige Mariechen an den weichen, schwellenden Busen der Mutter sich schmiegte.

„Nun, Mama," fragte der Vater, „sind meine Kinder auch recht brav gewesen?"

„Jawohl, Papa," entgegnete diese, indem ein Blick der zärtlichsten Liebe den Mann ihres Herzens und die beiden Kinder streifte, „sie sind sehr brav gewesen, und der Fritzle bat mich, es dem Papa zu sagen, damit er ihm ein Schaukelpferd kaufe."

„Was willst du, Fritzle, ein Schaukelpferd?" sagte dieser lachend, indem er den Fritzle auf den Knien

BLB Karlsruhe

schaukelte, „bin ich denn nicht dein Schaukelpferd?“

„Nein,“ sagte Fritzle, „du bist mein lieber Papa; gelt, Mama, der Papa ist kein Schaukelpferd?“

„Nein, Kind, du hast recht, Papa ist kein Schaukelpferd.“

Es öffnete sich die Thüre. Unter derselben stand ein Dienstmädchen in einfachem, aber sauberem Hausanzug. Ein weißes Häubchen lag kokett auf den kastanienbraunen, seidenglänzenden Haaren, eine ebenso weiße Spitzenschürze schmiegte sich an den frischgebügelten, knisternden Rock, der nicht ganz auf die Knöchel niederfiel und den mit weißen Strümpfen und zierlichen Pantöffelchen bekleideten Fuß sehen ließ.

„Herr Weber,“ sagte das Mädchen, „es ist ein Herr da, der Sie sprechen möchte.“

„Du hast ihn doch ins Empfangszimmer geführt?“ fragte leutselig Herr Weber.

„Jawohl, Herr Weber.“

„Gut, ich werde sofort kommen!“ Damit stellte er den Fritzle an die Knie der Mutter.

„Wenn's geht, liebe Marie, bin ich gleich wieder hier. Entschuldige mich!“

Als Herr Weber ins Empfangszimmer kam, fand er einen älteren Mann, der so an 55 Jahre zählen mochte. Die Wangen waren eingefallen und gelblich, der Schnurr- und Knebelbart weiß, die ziemlich gelichteten Haupthaare grau meliert. Der Anzug war nicht mehr neu, aber immerhin noch sauber und gut, die Schuhe hatten schiefe Absätze.

„Was wünschen Sie von mir, lieber Mann?“ fragte Herr Weber freundlich.

„Um Arbeit möcht' ich Sie bitten.“

„Auf welche Branche sind Sie eingeschafft?“ fragte Herr Weber.

„Habe schon an der Esse, am Schraubstock und an der Drehbank gearbeitet. In letzter Zeit war ich aber sehr krank und somit würde es mir am liebsten sein, wenn ich an der Drehbank beschäftigt werden könnte.“

„Da könnte am Ende Rat werden. Haben Sie Legitimation?“

Der Fremde langte in die Rocktasche und überreichte Herrn Weber seine Zeugnisse.

„Wie, Sie heißen Fritz Brand und sind aus Köthen?“

„Wie Sie aus den Zeugnissen sehen, ja, mein Herr!“

„Und Sie haben vor vielen Jahren bei der Firma Gregor in Chemnitz unter dem Namen ‚Citatenfritz‘ gearbeitet?“

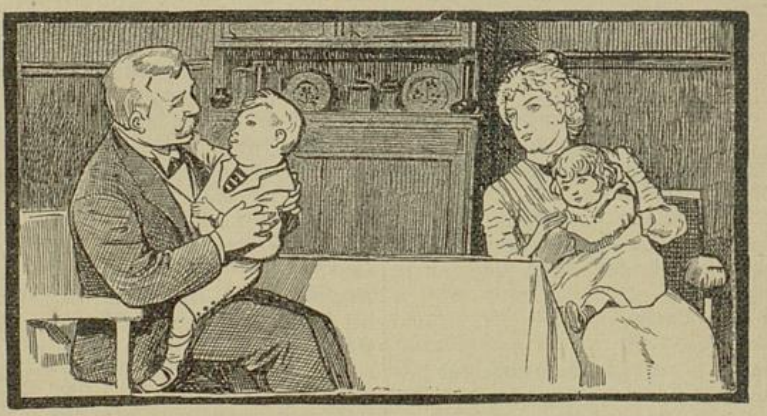
„Ja.“

„Dann erlaube, daß ich das einst zwischen uns übliche ‚Du‘ wieder hervorhole und dich hier in meiner Wohnung als ehemaligen Kollegen und Freund sehr herzlich begrüße. Willkommen, Citatenfritz!“

„Habe leider nicht die Ehre, Sie zu kennen!“

„Das glaube ich, Citatenfritz. Zwanzig Jahre können einen Menschen bis zur Unkenntlichkeit umgestalten, im bessern und im schlimmern Sinne. Ich hätte dich wirklich auch nicht mehr gekannt. Indessen, erinnerst du dich nicht mehr an den Frieder, der in Chemnitz an der gleichen Werkbank mit dir arbeitete?“

„An den Frieder! — Ach Gott, an den habe ich schon oft gedacht, um so mehr, als ich nach und nach einsehen lernte, daß er mir trotz seiner Jugend in Sachen der Politik weit über war. Denn mit meinen damals socialistisch angehauchten Grundsätzen bin ich nicht weit gekommen, obwohl ich nur meiner Ueberzeugung folgte und mit meinen Mitmenschen es gut meinte. Auf der einen Seite wurde ich verfolgt, auf der andern erntete ich Undank. Gar oft, wenn es mir schlecht ging, habe ich an den Frieder gedacht und zu mir gesagt: Er hatte doch recht! Der arme Mensch kann nichts Gescheiteres thun, als alle seine Kräfte zusammennehmen, um der Welt soviel von ihrem Glück abzuringen, als ihm möglich wird. Es würde mich freuen, wenn ich jenen Frieder wieder einmal sehen könnte!“



„Nun, Mama,“ fragte der Vater, sind meine Kinder auch recht brav gewesen?“

„Er steht vor dir, Citatenfritz, und heißt dich nochmals recht herzlich willkommen, um so lieber, da er sieht, daß du deine damaligen, zu keinem guten Ziele führenden Ideen aufgegeben und in das Fahrwasser der gesunden Vernunft eingelaufen bist.“

Der Citatenfritz stand und starrte. „Was,“ sagte er, „Sie, der Fabrikant, der Besitzer dieses großen Geschäftes, wären derselbe wie jener Frieder? Es ist fast nicht zu glauben.“

„Ist aber trotzdem so, mein lieber Fritz. Aber zwischen uns beiden bleibt's beim alten. Wir waren Kollegen, Freunde, und bleiben es auch heute. Ich bitte dich, mich ebenfalls mit dem vertraulichen ‚Du‘ anzureden. Und nun erlaube, daß ich dich meiner Frau vorstelle!“

BLB Karlsruhe

Er nahm ihn am Arm und führte ihn ins Wohnzimmer.

„Marie," sagte er, dort eintretend, „hier stelle ich dir einen ehemaligen Freund und Kollegen, Fritz Brand, vor. Bitte, besorge ein Gedeck mehr auf den Tisch und lasse auch eine gute Flasche auffahren!"

Die Frau erhob sich. „Ein Freund meines lieben Mannes ist mir jederzeit willkommen," sagte sie und reichte dabei dem bis zu Thränen gerührten Fritz die Hand; dann klingelte sie. „Emma," wandte sie sich an das eintretende Mädchen, „decke den Tisch," und dann gab sie die weiteren nötigen Befehle.

Nachdem gegessen war, saßen die beiden Freunde, der Fabrikant und der Arbeiter, gemütlich bei einem Glase guten Weines beisammen und gaben sich gegenseitig ihre Erlebnisse zum besten.

Die beiden Freunde saßen gemütlich bei einem Glase guten Weines beisammen.

Der Citatenfritz hatte nach wie vor fleißig für die Socialdemokratie agitiert, hatte da und dort ein Wort zu viel gesprochen, war etlichemale ins Gefängnis gewandert und von diesem ins Elend gekommen; als ihm aber das Wasser in den Mund lief, da ließen ihn seine Brüder im Stich. Arbeitslos war er oft monatelang durch alle Gauen Deutschlands gestreift, Not und Krankheit hatten ihn vielfach und in verschiedenen Gestalten heimgesucht. Unter allen Ständen fand er Menschen, unter allen Unmenschen, und er kam zur Erkenntnis, daß die ‚Bourgeois' nicht lauter Teufel, die Arbeiter aber auch nicht sämtlich Engel seien, — und so gab er sein Agitieren auf.

Der Frieder seinerseits aber hatte einige Jahre tüchtig gespart und war dann zu höherer Ausbildung in ein technisches Institut gegangen. Er, der praktische Arbeiter, konnte schon nach Jahresfrist sein Examen machen, und das Institut besorgte ihm alsbald auch eine Stelle. Als tüchtiger Monteur zog der ehemals so arme Friederle im Auftrage seiner Firma hinaus nach allen Staaten Europas; er lernte fremde Sprachen und Sitten und die Eisenindustrie in allen ihren Zweigen kennen; überall aber arbeitete er zur vollen Zufriedenheit seiner Firma und ihrer Kunden.

Da die Firma für die Reisekosten und die Verpflegung aufkam, so konnte Frieder sich den Hauptteil seines ansehnlichen Gehaltes gutschreiben lassen, so daß er nach einigen Jahren schon ein hübsches Stück Geld beisammen hatte, das ihm sehr zustatten kam, als ihm eine gewinnversprechende Erfindung patentiert wurde.

Der Frieder etablierte sich, und sein Geschäft ging flott, und als gar ein liebenswürdiger, weiblicher Associé sich fand, der sein bedeutendes Vermögen und sein Geschick in Frieders Hand zu legen willens war, konnte dieser eher, als er selbst es vermutet hatte, sich als Großindustriellen betrachten.

Fleiß, Beharrlichkeit, Sparsamkeit und Intelligenz hatten ihm die Wege geebnet; er hatte für seine Person die sociale Frage gelöst, und so meint er auch, nur auf diesem Wege sei es möglich, sie zu lösen: „Alles Geschrei von Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit ist Unsinn. So lange die Natur die Menschen an Körper und Geist verschieden gestaltet, — und sie wird es immer thun —, so lange giebt es keine Gleichheit. So lange es aber Menschen giebt, die in allen Lastern schwelgen, giebt es keine Brüderlichkeit."

Ja, so sprach Herr Weber, und er hatte ein Recht dazu, weil er den Weg, den er andern wies, mit Erfolg selbst eingeschlagen hatte.

Der Citatenfritz — für den sein Freund weiterhin aufs beste sorgte, indem er ihm eine für sein Alter und seine Umstände passende Beschäftigung anwies — konnte alles, was dieser sagte, nur bestätigen, so groß war sein Respekt vor Frieders Tüchtigkeit, vor seinen Erfolgen und vor allem vor seinem guten Herzen, — das er ja an dem Freunde der Jugend selbst deutlich bekundete.

Unlauterer Wettbewerb in alter Zeit.

Schon im Altertume gab es „unlauteren Wettbewerb", und wer war es, der ihn trieb? Nun natürlich — die Israeliten! Der David —

es weiß es ja ein jeder — schleuderte so lange, bis der Goliath — kaput war.

Brotfrau Stumpf.

Von Hermann Heiberg.

Jeden Morgen kam die flinke Brotfrau, Frau Stumpf, und brachte den Familien ins Haus, was fürs erste Frühstück erforderlich war. Meistens legte sie nur Semmelbrötchen auf den Küchentisch, aber einige erhielten auch süß gebackene Ware oder in Zwischenräumen Fein- und Grobbrot. Von dem, was sie verkaufte, hatte sie einen Nutzen von zwei Pfennig auf den Groschen. Das war ihr schmaler Verdienst; davon mußte sie leben.

Frau Stumpf war schon recht alt, aber sie war noch sehr rüstig, und sie war von einer rührenden Pflichttreue.

Im Winter, wenn es morgens so finster war, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte, wenn es kalt und eisig vom Himmel herabschneite, kämpfte sie sich mit einer kleinen Laterne durch, die an ihrem großen, dann mit einem Leder bedeckten Korbe hing.

„Guten Morgen, Frau Stumpf! Schlechtes Wetter heute!"

„Guten Morgen, Frau Geheimrat! Ja bös, bös — Aber strenge Herren regieren nicht lang. Da ich Frau Geheimrat grade selbst treffe: ich wollte noch bitten, daß Frau Geheimrat die Ware immer bei mir bestellen. Ich habe meinen Rabatt, wenn ich den Auftrag bringe."

„Gewiß, gern! Macht's denn so viel aus, daß Sie leben können, gute Frau Stumpf?"

„Ich muß es einrichten, gnädige Frau. Es ginge auch so ziemlich, wenn ich nicht meinem Sohn noch beispringen müßte."

„So, so, Sie haben einen Sohn?! Was ist der denn, was treibt er?"

„Er ist beim Kaufmann Lagersen in der Lehre. Er hat bald ausgelernt. Ein ‚büschen' hat er da schon, aber für Kleidung und so weiter reicht es doch nicht. Dafür muß ich sorgen. Jeden Sonntag ißt er bei mir. Er hat auch noch Unterricht in allerlei; das kostet, das muß ich noch aufbringen!"

„Ah, Sie gute Person! — Hier, hier! Stecken Sie's weg! Es ist eine kleine Beihilfe."

„Ach nein, ach nein, — das darf ich doch nicht annehmen, gnädige Frau!"

„Doch, Sie dürfen! Es kann Sie nicht kränken, Frau Stumpf."

Sie nahm's denn auch, und da es ein Goldstück war, mit Thränen dankbarer Rührung.

Ein Goldstück! Welch ein Vermögen! Wie viele Semmeln mußten verkauft werden, bis es zwanzig Mark wurden!

Klein und fast anmutig fein war die Gestalt der Frau. Und so sauber hielt sie sich allezeit. Aber nur morgens wurde sie sichtbar. Den Tag über half sie einer Wäscherin beim Plätten; und mit Nähen verdiente sie sich auch etwas.

Und wenn sie einmal der Gedanke an die Zukunft beschlich, kam ihr kaum eine Sorge. Sie baute auf ihres Sohnes Hilfe, — dann — wenn sie einmal nicht mehr würde arbeiten können! Johann Stumpf war ein befähigter, junger Mensch, aber er besaß nicht die Tugenden seiner Mutter. Er wollte sich gern gut kleiden und vergnügen, und namentlich hatte er Augen für das weibliche Geschlecht.

Sie, seine Mutter, verhehlte sich auch seine Schwächen nicht, aber sie wollte nicht klar sehen. Sie hatte — in diesem Falle ging ihr die besonnene Vernunft ab, die sie sonst auszeichnete — immer Entlastungsgründe für ihn. Daß die Jugend nicht die Eigenschaften des Alters besitzen konnte, lag doch auf der Hand!

„Hier, hier! Stecken Sie's weg! Es ist eine kleine Beihilfe."

War er etwas leicht, so besaß er doch viele Vorzüge. Er war äußerst anstellig; er war, wie sein Herr wiederholt gerühmt hatte, ein ungemein tüchtiger Verkäufer, und er war gut gegen sie, seine kleine Mutter.

Wenn sie ihn einmal ermahnte — sie that's häu-

siger in ihrer zärtlichen Sorge —, dann küßte er ihr die Vorwürfe vom Munde fort. Und meist folgte dann der Versöhnung noch ein kleines Nachspiel. Sie mußte ihm Geld geben. Geld brauchte er stets.

Es war kaum zu glauben, aber diese fleißige, sparsame Frau bestritt von ihren dürftigen Einnahmen nicht nur ihren Lebensunterhalt, sondern sie hatte im Laufe der Jahre auch noch ein nicht unerhebliches Sümmchen in ihrer Sparkasse angesammelt.

Nur eine wußte darum: die Waschfrau nebenan, Frau Neve. Die war verschwiegen, obschon sie sonst eine etwas schwatzhafte Wäscherin war.

Sollte ihr, Frau Stumpf, einmal etwas unversehens zustoßen, konnte sie sich auf Frau Neve verlassen. Dann sollte sie einen Teil des Inhalts für die Begräbniskosten verwenden und den Überschuß dem Sohn Johann Stumpf aushändigen.

* * *

Und die Zeit verging. Der behende Frühling sprang ins Land, und ihm folgte der Sommer. Er brachte den kleinen zwitschernden Dieben, den Spatzen, nach abgeschütteltem Blütenschnee die roten Kirschen, und nachdem er seine heißen Glieder geborgen, erschien in einem stahlgrauen Panzer der ernste Herbst und begann den ewig wiederkehrenden Kampf mit dem trotzigen alten weißbärtigen König Gorm, dem Winter.

Johann Stumpf war schon seit anderthalb Jahren Commis geworden. Er war nun in einem großen Krämergeschäft im Süden der Stadt thätig und verdiente bereits so viel, daß er sich allein ernähren konnte.

Frau Stumpf wäre noch glückseliger gewesen denn vorher, wenn sie nicht erfahren hätte, daß er sich an ein junges, wenig gut beleumdetes Frauenzimmer gehängt. Ihr hatte er nichts gesagt, ihr wich er aus. Aber sie hatte es erfahren, man hatte es ihr zuzuflüstern gewußt mit gewohnter Schadenfreude.

„Johann! Ist es wahr?“ stieß die Alte eines Tages — an einem Sonntag, nach dem Kirchgang — heraus. „Du hast dich mit der verrufenen Minna Beeck eingelassen?“

„Ach was! Wer sagt das?“

„Sie sagen es alle! Sie haben dich mit ihr gesehen! Neulich sollst du sogar mit ihr im Trichter gewesen sein und mit ihr getanzt haben.“

„Ach, das war ja nur zufällig. Ne — ne, Mutter, — mach dir man keine Sorgen!“

Er küßte sie, wie sonst, auf ihre weichen, feinen Wangen; er schnitt das Gespräch ab. Er suchte sie abzulenken. Er erzählte vom Geschäft und von der baldigen Aussicht, die er habe, in Hamburg anzukommen und das Doppelte zu verdienen.

Hätte ihr sonst der Gedanke an eine Trennung von ihrem Sohne wohl das Herz schier zugeschnürt, — nun war sie glücklich. Dann würde er aus dem Bereich des leichtfertigen Mädchens gelangen. Alle Welt wußte, wie sie war. Sie besaß eine unwiderstehlich gefährliche Art. Bald war sie so eifersüchtig hingebend, daß sich die Männer ganz in ihre Netze verstrickten. Und dann wieder reizte sie durch eisige Kälte.

Wer sie heimführte, der bekam ein hübsches Vermögen mit. Aber freilich: sie dachte gar nicht ans Heiraten. Sie wollte sich so lange amüsieren, bis sie einmal einen ihrer Ebenbürtigen fand.

Eine Beruhigung war's indessen für Frau Stumpf, daß ihr die Köchin bei einer ihrer Herrschaften eines Tages sagte: „Na, Frau Stumpf! Haben Sie gehört, das Fräulein von der Mühle hat sich ja nun verlobt. Sie heiratet einen Kaufmann in Hamburg.“

So beschäftigte Frau Stumpf diese Nachricht, daß sie in der Zerstreutheit der Köchin heute zwei Semmeln zu wenig hinlegte, was zur Folge hatte, daß die Frau des Hauses äußerte: „Die Stumpf wird wirklich stumpf. Nun hat sie wieder mal zu wenig Brot gebracht. Das geht nicht! Sagen Sie ihr, Mine, wenn das wieder vorkäme, — dann — dann —“

„Jawohl, gnädige Frau! Wir können ja auch einmal anders wo nehmen.“

Was aber die Köchin der Frau Stumpf erzählt hatte, war nur müßiges Geschwätz.

Minna Beeck hatte sich nicht verlobt, aber mit dem schmucken jungen Commis Johann Stumpf trieb sie ihre Koketterien weiter. Ja, sie hatte ihn so in sich verliebt zu machen gewußt, daß er ihr fortwährend Geschenke überreichte oder sie irgendwo traktierte.

So etwas aber kostet Geld, und weil Geld nicht aus der Luft zu schneiden war, entdeckte der Kaufmann Ehlert, bei dem Johann in Stellung war, eines Tages, daß Veruntreuungen bei ihm stattgefunden hatten

Und nun ging's denn auch Schlag auf Schlag! —

Es war Abendzeit im Herbst. Es war ein rauhes kaltnasses, nebliges, das Gemüt herabdrückendes Wetter, als noch spät an die Thüre der kleinen Stube, die Frau Stumpf bewohnte, geklopft wurde. Gerade war sie dabei, ihre Wäsche auszubessern. Sauber war zwar alles, aber so gestopft und geflickt war's, daß es kaum noch recht zusammenhalten wollte.

„Herein!“ Mit einer gewissen Erwartung rief sie's und erhob sich zugleich. Das war ganz so, wie Johann klopfte, und doch schien es wieder anders. Im nächsten Augenblick stand er vor ihr. Er war so bleich wie eine Kreidewand, und so verstört sah er aus, daß sie in größtem Erschrecken emporsprang und rief: „Johann, Johann, was ist? Ist was passiert?“

Statt zu antworten, ließ er sich wortlos auf einen Stuhl fallen und stöhnte. Ah! Also er hatte etwas! Und da erwachten Liebe und sorgende Angst in solcher Stärke, daß sie zu ihm hinflog, und — ohne noch zu wissen, worum es sich handelte, — zitternd am ganzen Leibe, seine Wangen streichelte.

„Was hast du!? Was hast du, mein Junge? Schnell sag es!“ flehte sie. „Sag mir alles, was es auch ist. Bist du krank? Oder ist was mit Minna Beeck?“

BLB Karlsruhe

Nun nickte er traurig.

„Hat sie einen anderen? Hat sie dich laufen lassen? Ach, Johann! Ich wußte es, daß du doch mit ihr gingst.“

„Ach Mutter, — nein, nein, es ist viel, viel schlimmer —“ hub er nun an. „Ich bin von Ehlert weggejagt und er zeigt mich an, wenn ich — wenn ich ihm nicht bis morgen mittag das Geld bringe —“

„Das Geld? Welches Geld?“ schrie die Frau, nicht achtend in ihrer fürchterlichen Angst, daß die Wände Ohren besaßen. Ihr ahnte etwas Furchtbares.

Er stöhnte. Die Scham wollte ihn ersticken, aber auch die Furcht vor dem, was ihm bevorstand.

Endlich sprach er, nun tonlos, wie einer, der doch alle Hoffnung beiseite gelegt hat, der auf alles gefaßt ist, der vor nichts mehr zurückschreckt, weil es etwas Schlimmeres nicht geben kann, als das furchtbare Mahnen des Gewissens.

„Ich hab' Minna Beeck Geschenke gemacht. Immer ging sie darauf aus seit Jahr und Tag. Und da, da — hab' ich es aus unserer Kasse genommen, und nun ist es entdeckt. Herr Ehlert hat uns alle vor einer Stunde vorgenommen. Ich sagte, ich wüßte von nichts. Nachdem aber bin ich nach seinem Privatzimmer gegangen und hab' es gestanden —“

„O — Johann — Johann —“ ächzte die Alte. Sie fiel auf ihren Strohstuhl wie vernichtet.

Und er saß auch da wie ein Zerschlagener. Und als sie wieder Atem und Sprache gewonnen, und als sie die Thränen des verzweiflungsvollen Schmerzes getrocknet hatte, da flüsterte sie: „Und wie viel hast du ihm weggenommen, Johann?“

Erst zögerte er noch mit der Sprache. Zu schrecklich war das Geständnis! Dann stieß er kaum hörbar heraus: „Über tausend Mark!“

Sie fiel beinah von ihrem Sitz herab.

Über tausend Mark! Entsetzlich! Fürchterlich! Die Summe war so ungeheuer, daß die Hoffnung, die in ihr bereits aufgestiegen war, wieder zermalmt wurde.

Tausend Mark! Tausend Mark für das elende Frauenzimmer!

„Was sagtest du!?“ hub sie dann an. „Was sagtest du? Wenn du das Geld nicht bis morgen mittag hinbrächtest, dann würde er dich anzeigen —? Und wenn du es bringst, was dann?“

„Dann will er nichts daraus machen!“

„Darfst du denn auch wieder im Geschäft sein!“

„Ach, Mutter, was denkst du! Wenn er es nur nicht ins Zeugnis schreibt, dann kann ich ja froh sein!“

Sie stöhnte in ihrer schrecklichen Seelennot.

Plötzlich stand sie auf, öffnete ihre Kommode, nahm ein sauberes Anschreibebuch heraus, setzte ihre Brille auf und schlug die Seiten um. Was in ihrer Sparbüchse war, das hatte sie hier aufgezeichnet.

Fünfhundert und einundsechzig Mark hatte sie in zwölf Jahren zusammengespart. Es war das Plättgeld, es waren Neujahrsgeschenke von der Kundschaft und eine Einnahme für eine alte, an einen Liebhaber verkaufte Kommode. Die letzten fünfzig Pfennige hatte sie noch tagsvorher hineingelegt.

Da brach er zusammen, fiel an ihr nieder und weinte an ihrem Schoße.

Er, der junge Mann, sah erst gar nicht auf. Ihn hatte eine Art von Stumpfsinn ergriffen. Als aber das Geld klapperte, als sie ans Nachzählen ging, — da schaute er gespannt auf.

„Mutter! Du hast Geld?“ stieß er erleichtert heraus.

Aber als sie nun mit Zählen innehielt, als sie ihm — oft von Schluchzen unterbrochen — berichtete, wie sie das in all den langen Jahren pfennigweise mühsam zusammengescharrt, da brach er zusammen, fiel an ihr nieder und weinte an ihrem Schoße.

Eine graue, unheimliche Frau mit unerbittlich strengen Zügen erschien vor ihm — die Reue! Sie hielt ihm vor, wie schmählich er gehandelt hatte. Und da bebte ihm das Herz, und daß sie dieses Geld nicht hergeben sollte, stieg mit heißer Unruhe in ihm auf, und doch zerschellten Hoffen, Wollen und Willen an der Unmöglichkeit.

Sie mußte seinem Leichtsinn das Opfer bringen, sie mußte alles hingeben! Woher sonst nehmen? Sie wollte es auch — und fragte ihn — und nun schmolz schier seine Seele — ohne Vorwurf, ob er glaube, daß wenn er Herrn Ehlert erstmal fünfhundert Mark bringe, ob er dann wohl dazu zu bewegen sein werde, ihn ohne Anzeige ziehen zu lassen, ob er wohl

BLB Karlsruhe

auch zu niemand von dem Vorfall sprechen werde?! Den Rest des Geldes wollte sie ihm ausliefern, damit er baldigst — gleich — nach Hamburg gehe, und sich dort um die Stellung bemühe, die ihm schon halbwegs angetragen war.

„Geh gleich hin, Johann, und sag ihm, daß ich das andere nach und nach — jede Woche abbezahlen wollte, mit fünfzig Pfennig. Und wenn ich nicht mehr kann, wenn ich gestorben bin, Johann, dann mußt du es übernehmen. Sag ihm das alles! Fall ihm zu Füßen — oder soll ich lieber hingehen?"

Erst konnte Johann nicht sprechen. Allzusehr griff ihm ihre schier engelhafte Selbstlosigkeit und Liebe ans Herz. Dann kam's unsicher aus seinem Munde: „Ja, Mutter! Ich glaube, daß er es dir nicht abschlägt! Sicher nicht, wenn du ihm gleich fünfhundert Mark bringst, wenn du — du —" er weinte, er schluchzte — „ihm sagst, daß das seit langen Jahren die Ersparnisse einer armen Witwe sind. Wenn er ein Mensch ist, — wird es ihn weich machen — und er ist ein Mensch —. Aber ich — ich — Mutter! Ich bin nicht wert, mehr zu leben! Ich hab' einen solchen Ekel vor mir, — daß ich ins Wasser springen möchte!"

Er fuhr zusammen und schüttelte sich wie im Fieberfrost.

„Ach nein! Ach nein, Johann! Sprich nicht von Sterben! Versprich mir nur eins, Johann, daß du das Frauenzimmer niemals wieder ansehen willst, Johann! Willst du mir das versprechen und sicher halten!?"

„O Mutter, Mutter, — kannst du fragen —?"

Er küßte sie und weinte abermals und umschlang sie innig.

* * *

Eine bange Stunde! Dann kehrte sie zurück.

Sie war bleich, atmete schwer, aber ihr Blick war ruhig.

„Nun, Mutter — Mutter?" rief der junge Mann.

„Er will, Johann! Er hat mir über die fünfhundert Mark eine Quittung gegeben! Und du sollst ihm einen Schein schicken, daß du ihm jedes Jahr einhundertfünfzig Mark mit Zinsen abtragen willst. Und ich soll mich dafür verbürgen. Er will dir ein Zeugnis geben, es soll nichts drin stehen. Und er will auch sagen, daß du grade eine gute Stelle in Hamburg gekriegt hättest, daß du deshalb von ihm weggegangen wärest. Und nun, — Johann, fang' ich wieder von vorne an für meinen Sarg und für dich — —. Oder nein, nicht für uns, sondern für Herrn Ehlert. Wenn du mir etwas abnehmen, wenn du etwas selbst abbezahlen kannst, Johann, so thue es; thue es, weil ich nicht weiß, wie lange die Kräfte bei mir noch vorhalten. Ich war schon in dieser Woche so schwer und schwach in den Beinen, daß ich dachte, ich wollte das Brotgeschäft aufgeben, und nur im Hause arbeiten. Ich dachte ja, daß du versorgt wärst — und daß ich ein »büschen« erübrigt hätte. Na ja, nun — es ist anders gekommen. — Ich muß nun wieder von vorne anfangen, — wie ich schon sagte. O Johann, was für ein Tag! Und Johann: Versprich mir, daß du nun gar nichts anderes im Auge haben willst, als deine Pflicht, — und Johann — mich ein büschen wieder lieb haben — durch Thaten, nicht durch Worte — darüber predigte Pastor Thomsen neulich in der Kirche: »Was wären Worte ohne Thaten?« Da dachte ich: Mein Johann wird mich im Alter nicht im Stich lassen."

„O Mutter, Mutter, halt ein! Jedes Wort zerreißt mir das Herz. Ich schwöre dir, daß du nur Freude an mir erleben sollst, — daß ich nicht ruhen werde, selbst alles abzubezahlen und dir ein sorgenloses Alter zu bereiten."

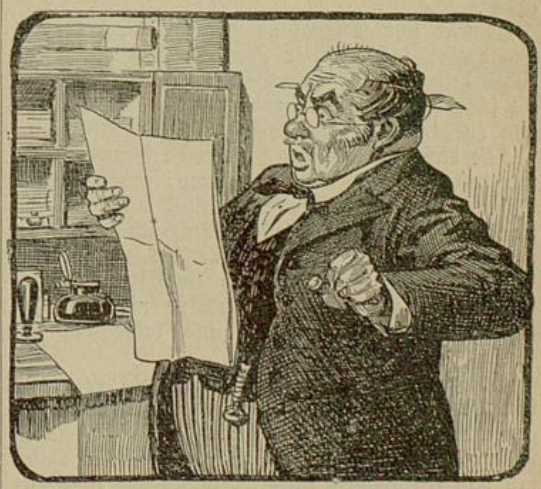
Sie nickte glückselig. Immer glaubte sie wieder an ihn — ihren Johann. Und dann plötzlich, all das ungeheuer Ernste beiseite schiebend, sagte sie: „Mein armer Junge!! Was du wohl hungrig bist! Hier sind noch ein paar gebratene Äpfel im Ofen. Und ich hol' dir noch sonst was. Iß sie erstmal auf, Johann!"

„Nein, nein, Mutter, ich kann jetzt nichts essen. Wir wollen schlafen gehen. Ich will mich hier bei dir auf das Sofa legen und beten und dem lieben Gott danken und ihn bitten, daß er mir verzeihe und daß er dich mir noch lange erhalten möge! O Mutter, Mutter, wie soll ich dir deine Liebe je vergelten?"

Sie sah ihn an. Sie glaubte, sie vertraute ihm wieder!

Unerhörte Unordnung.

Der neue Herr Amtsvorsteher zu Dammlichshausen bekommt seinen „Rapport" über die Kesselrevision, die letzter Tage beim Dampfmüller stattgefunden. Aufmerksam liest er den Rapport durch, bis er auf die Bemerkung stößt: „Kesselstein nicht vorhanden."



„Was?" ruft er, „das ist ja eine unerhörte Unordnung! Der Kesselstein ist nicht da? I, da soll doch gleich der Deibel drein schlagen." Gleich setzt er sich hin und dekretiert: „Der Kesselstein ist innerhalb acht Tagen beizuschaffen, widrigenfalls . ."

Die Alt' mueß usem Hus.

Erst Mitte der fünfziger war der Eckbauer geworden und mußte dennoch schon fort. Ganz plötzlich war er gestorben, der Tod war gekommen, ohne erst lange anzuklopfen. Gar fröhlich und guter Dinge und mit einem großartigen Appetit hatte er seine gewohnte Mehlsuppe, seine Schüssel Milch und dazu eine Portion Erdäpfel zu sich genommen und sich dabei überlegt, was er am andern Tag alles thun wolle . . . . ., aber es gab für ihn keinen weiteren Tag mehr, denn eine Stunde später fand man ihn tot, ein Hirnschlag hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Er war sehr wohlhabend gewesen, der Eckbauer. Ein großer, schuldenfreier Hof — was heutzutage etwas heißen will — die Ställe voll Vieh und noch ein schönes Kapitälchen in bar — all dies bildete sein unbestrittenes Eigentum.

Alle diese Herrlichkeiten hatte er da lassen müssen, wie das so geht, und der Sepp, sein einziger Sohn, der zur Zeit des Todesfalles beim Militär war, hatte einzig und allein Anspruch darauf zu machen; denn die Bäuerin war des verstorbenen Bauern zweite Frau gewesen und somit Sepps Stiefmutter; für sie konnte, da sie nichts in die Ehe gebracht, höchstens ein gutes Leibgeding abfallen.

Dessentwegen — und wohl auch, weil er gerade kein Mustersoldat war — wurde er von seinem Regimente gern zur „Tischposition" gestellt — wie er sagte. Er kam heim, und da sah er seinen Vater mit dem friedlichsten Ausdruck im Gesicht, aber kalt und starr, tot im Sarg liegen. Das kam dem Sepp, der sonst ziemlich couragiert war, doch etwas „grusig" vor. Er strich mit der Hand über die Augen und drückte ein paar Thränen heraus.

Danach aber fiel ihm ein, daß im Kamin Speck und im Keller noch Chriesiwasser sein müsse. „Luz," sagte er daher zu seiner Stiefmutter, „Luz, hol mer au e weng Schwinigs, i ha heillos Hunger, und e Glas Chriesiwasser chasch mer au bringe. Wenn d'r Vatter au tot isch, essen und trinke mueß me doch; sunst stirbt me z'letzt au."

Die „Luz" — oder Luzia, wie sie der Herr Pfarrer eigentlich vor 47 Jahren getauft hatte — beeilte sich, diesen Befehlen ihres neuen Herrn nachzukommen. Sie brachte eine Platte Schwinigs, schön sortiert, daß man's nicht besser wünschen konnte. Schöner, rotdurchstreifter Speck, Schinken, Sauohren und Saufüßle — Herz, was willst du noch mehr? Daneben stellte sie das Chriesiwasser und langte den Laib Brot aus der Schublade.

„Jetz loß dir's gschmecke, Sepp!" sagte sie, „aß d' au Chräfte kriegisch; de hesch's jetz nötig. O je, Sepp," sagte sie und fuhr mit dem Schürzenzipfel zu den Augen, „o je, Sepp, wie wird's au üs goh, wemmer kei Vatter meh hänn! 's isch e Chrütz und e-n Elend, — und isch e so schnell gstorbe! Siehsch, dört, wo du jetz sitzisch, hett er zuem letztemol z'Nacht gesse!" Dabei schluchzte sie zum Herzbrechen.

„'s isch frili arg," erwiderte da der Sepp und war bereits tüchtig über den Saufüßle her, „aber 's goht ander Lüt au e so, und 's viel Hüle nützt nüt; 's best isch, wemme d'r Chopf ufrecht bhaltet."

Und der Sepp behielt den Kopf oben. Nachdem der Vater beerdigt war, übernahm er mit vieler Energie die Geschäfte, die er als Bauernsohn schon verstand. Er kam sich ordentlich groß vor, als er am ersten Sonntag zur Kirche ging und die Leute ihn mit: „Tag, Eckbur!" begrüßten, denn der „Eckbur", das

Schöner, rotdurchstreifter Speck, Schinken, Sauohren und Saufüßle — Herz, was willst du noch mehr?

war er jetzt, wie's vordem sein Vater gewesen. —

Ja, er war jetzt wirklich und wahrhaftig ein Bauer und von allen andern Bauern nur noch dadurch unterschieden, daß er ohne Bäuerin und allein zur Kirche mußte. Drum und damit auch daheim im Haus mehr Ordnung sei, ging er aufs „Wibe".

Wenn ich nur Haus und Hof hätte, — so wird jetzt manch einer denken, der so seinen Kalender liest — so wäre es mir um eine Frau nicht bang; ich wollte an jedem Finger ihrer zehn hängen haben; denn die Mädchen sind auf nichts versessener als auf einen Mann, und wenn nun einer gar noch einen schönen Hof und beide Hosensäcke voll Geld hat, — ei, so kann's ja gar nicht fehlen.

Das alles ist nun schon recht; allein der neue Eckbur, scheint's, verstand das Freien nicht. Er hatte nicht die richtige Art dazu; in dem einen Falle war er zu schüchtern, im anderen fiel er beim ersten Besuch mit der Thüre ins Haus, und damit verdarb er es; denn die Mädchen wollen auf ihre Art behandelt sein! Sie wollen auch noch scharmiert und geschmeichelt sein! Thut's einer nicht, dann sagen sie: „Das ist ein Trochjoggi." — Ist einer aber couragiert, dann heißt's: „Das ist ein frecher Bengel." Darauf verstand sich der Sepp nicht. Er war eben etwas eckig, und den Galanten zu machen, kam ihm herb an. Und dann war ja der Sepp auch reich. „Was bruuch' i flattiere?" sagte er zu sich. „Nai, sell fallt mer jetz nit i. Wenn eini mi nit will, so hett si gha!"

Etliche hundert Schritt hinterm Eckbauer, jedoch im gleichen Zinken, hielt der Oberbauer haus, oder vielmehr seine Frau; denn sie hatte erstens die Hosen an, zweitens auf den Lippen ein kleines Schnurrbärtchen, was ein sicheres Zeichen weiblicher Herrschsucht sein soll, und drittens ein Mundwerk! — ein Mundwerk! Die Leute fürchteten es mehr als die Hölle selbst! — Diese Frau hatte eine Tochter, und diese Tochter wäre „chaibisch" gern eine Bäuerin geworden; aber sie war justement nicht so schön, bekam auch nicht übertrieben viel Geld und dann — ja dann fürchteten sich die Burschen gar zu sehr vor der Frau Mutter.

Der Sepp und das Stephaneli — so hieß nämlich das Mädchen — waren miteinander in die Schule gegangen; sie hatten sich auf dem Wege bald gerauft, bald geküßt — je nachdem es ihnen drum war. Mit diesem Stephaneli kam der Sepp am Ostermontag, als er gerade wieder mit einem Korb, den er eben bei des Maierbauern Tochter bekommen, auf dem Heimweg war, zusammen. Er war des Junggesellenlebens so recht von Herzen müde und überdrüssig; er war inwendig ganz voller Zorn über die Schmach, die ihm des Maierbauern Theres angethan, und so sagte er zu dem Mädchen gleich, als es ihm begegnet: „Stephane, chönntsch mi Büri ge!"

„So," sagte Stephane, „bin ich jetzt bald guet genueg? I wär' vo Anfang a am nächste bi d'r gsi; de hättsch nit z'erst bruuche uf alle Höfe 'rumkarisiere, aß du's waisch!"

„Sell isch vorbei jetz. Eifach: du muesch mi Frau ge und dermit Punktum!"

„Soll mer recht si, aber eini Bedingig stell i: die Alt' mueß usem Hus. Meintsch, i wöll' mit d'r Luz, mit eme Wibervolch, wo früeiher mit Eier und Anke=n in d'Stadt gloffe=n isch und mit Zündhölzli und Zigori ghandelt hett, unter eim Dach schaffe=n und huse? Nai, sell thue=n i jetz nit. Du bisch mer sunsch lieb und wert, Sepp, und wenn's dir ernst isch, chasch kumme und d' Mueter froge."

Der Sepp hatte etwas verdutzt zugehört; aber am nächsten Sonntag ging er richtig zum Oberbauer und brachte sein Anliegen in etwas holperiger Sprache vor. Doch wie die Tochter, so sagte auch die Mutter: „'s sott mer e=n Ehr si, Sepp, du bisch üs lieb und wert, aber z'erst mueß die Alt' usem Hus. Mi Maidli darf si nit vo me=n ehmalige Ankemaidli kummidiere lo. Nai, so wit isch 's Oberbure Tochter no nit!"

„Vom Kummidiere, Oberbüri, isch gar kei Red," so wandte da der Sepp — wenn auch sehr schüchtern — ein. „Ich bi d'r Maister und nit d' Luz, und zuedem isch d' Luz au nit so bös, ich chönnt mi nit biklage!"

„Und sell isch mir jetz no so gliich," erwiderte die Bäuerin und sah ihn spitzig und giftig an, „ob bös oder brav, eifach mueß sie usem Hus, oder mi Maidli goht nit dri. Jetz mach, was d' witt!"

Mit diesem Bescheid ging der Sepp ganz niedergeschlagen nach Hause.

„Was hesch au," fragte ihn beim Heimkommen die Luz, „aß d' so muderig bisch!"

„Frog mi au no," gab er zurück, „grad wege dir isch's. I bi bim Oberbur gsi wege d'r Stephane. Sie wäre=n alli iverstande, aber sie wenn dich usem Hus ha, Luz, sunst chunnt 's Maidli nit."

„He, do cha=n i helfe," sagte die Luz. „Wenn i 's Oberbure=n im Weg bi, so zieh=n i eifach us. Du muesch mer mi Libting ge, und es cha mer ganz gliich si, öb is do verzehr', oder am en andere=n Ort."

„Ja, bisch aber nit chibig uf mi, wenn d' muesch uszieh'? Mir isch's nit recht, Luz, mir bisch nit im Weg."

„Sell isch jo mi Trost," erwiderte Luz, „aß du unschuldig bisch dra. Wenn mi 's Oberbure verachte und nit möge, sell isch mer ganz gliich. Aber wenn du mi ustribe wottsch, sell thät mer weh. Denk au, wie=n i zwölf Johr uf dem Hof gschafft, gschunde und ghuset ha und alles für dich. Du hesch mer no nüt in Weg glait, und drum zieh'=n i us, dir und im Friede z' lieb!"

Sie machte bald ihre Worte zur That, packte ihre Habseligkeiten zusammen und logierte sich bei einer andern Witwe ein. Bald darauf führte der Sepp, als somit dieser Stein des Anstoßes aus dem Wege war, das Stephaneli in sein Haus ein.

* * *

Es begab sich aber und geschah, daß der Storch,

etwa ein Jahr nach der Hochzeit, einen kleinen Buben in der Schlafstube des Eckbauern niederlegte. Dieser Bube war kräftig und gesund, er konnte trinken trotz einem, und daß die Lungen gut konstruiert waren, merkte man an seinem Schreien, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Nicht so gut stand es aber mit seiner Mutter, der Stephanie. Sie war blaß und bleich und wurde jeden Tag elender; der Doktor machte an ihrem Bett ein Gesicht wie des Steinklopfers Toni in der Schule, wenn er eine Rechnungsaufgabe nicht lösen konnte.

Das merkte die Stephanie nur zu gut. Sie ließ also den Pfarrer holen, und als dieser sie getröstet hatte, wünschte sie sich noch die Luz an ihr Bett. Ihr Gewissen war angesichts des Todes wunderbar scharf geworden. „Sepp," sagte sie daher, „sei au so guet und hol mer d' Luz, i will mi versöhne!"

„O je, Stephaneli, wie goht's au dir?"

Der Erfüllung dieser Bitte stand um so weniger etwas im Wege, als Sepp sich längst nach seiner Stiefmutter, deren guten Rat er längst vermißt hatte, sehnte.

Die Luz kam, und als sie die junge Bäuerin so elend im Bett liegen sah, war sie sofort versöhnt; sie gab ihr die Hand und sagte weinend: „O je, Stephaneli, wie goht's au dir?"

„Nit guet, Luz," erwiderte diese mit matter Stimme; „i gspür's, i mach' nimmi lang. Aber vorher will mi doch no mit d'r versöhne. Gell, Luz, de verzeihsch mir um Christi wille, aß i eso wüest gege di gsi bi?" — Und als Luz unter Thränen dieser Bitte entsprach, fuhr die junge Bäuerin weiter fort: „Und gell, de blibsch bim Bur und gisch mer uf mi Büebli, uf des arm Würmli, acht und bisch em e guete Mueter?"

Luz versprach und verzieh alles, und die Bäuerin ging noch an selbigem Abend beruhigt und getröstet zur ewigen Ruhe ein. — —

Acht Jahre sind seitdem verflossen, die Luz ist beim Sepp wieder eingezogen, ist dem Büblein, wie sie es versprochen, eine treubesorgte Mutter geworden, und der zweiten Bäuerin, die Sepp nach Jahresfrist genommen hatte, ist sie eine rechte Stütze in der Haushaltung, und obwohl die Familie jedes Jahr um ein Glied sich vermehrt, so haben sie doch alle prächtig Platz beisammen, und Hunger hat noch keines gelitten; sie leben in schönster Eintracht beisammen. Der Bäuerin fällt es nicht ein, die Luz auszutreiben. Im Gegenteil, sie ehrt und liebt dieselbe wie eine Mutter, und wenn da oder dort im Ort eine junge Frau mit den Schwiegereltern zu herb sein will, dann ist es die Eckbäuerin, die da sagt: „Gar z' arg mueich's nit mache. Denk an's Oberbure Stephane. Sie hett d' Luz usem Hus triebe und jetz isch si scho so lange Johr' usem Gottsacker und d' Luz isch immer no do!"

Immer einer schneidiger als der andere.

Beim letzten großem Manöver stieß ein Bataillonskommandeur, der in der Dunkelheit selbst auf Rekognoszierung geritten war, plötzlich auf eine Kompagnie seiner Füseliere, die er an der Stelle gar nicht vermutet hatte. Ein wütiger und grober Mann, der er war, raste er auf den Kompagnieführer zu und schrie wild: „Schockschwerenot noch 'mal, was ist denn das für eine Schweinerei?" — Der Kompagnieführer aber, noch schneidiger und dabei gescheiter als er, sprang auf ihn zu und schnarrte, die Hand am Helm: „Verzeihen der Herr Major, das ist keine Schweinerei; das ist die 11. Kompagnie westfälischen Infanterieregiments Nummer 10."

„Ich dankbar sein?" spricht Bettler Veit
Und schaut umher mit frechen Mienen;

„Ich gab euch ja Gelegenheit,
An mir den Himmel zu verdienen!"

Eine schlechte Auskunft.

Christian Kringelmann, ehrsamer Bäckermeister und Hausbesitzer, war nebst seiner nicht minder ehrsamen Gattin in gar schwere Sorge geraten, denn ihr gemeinsamer Sohn, ihr gemeinsamer Stolz, ihr einziger Erbe, der junge Kringelmann, ihr Wilhelm! — war auf Abwege gekommen. Schon von jeher etwas leichtlebig, hatte er schließlich zu allem Unheil eine Schauspielerin kennen gelernt, ein junges und — wie ihr die Frau Bäckermeisterin und deren gesamte Kaffeeklatschbekanntschaft lassen mußte — wunderschönes Frauenzimmerchen, von dem er nicht mehr lassen wollte; ja nicht lassen! — Er sprach es nicht aus, aber seiner entschlossenen Miene sah man es an: er war drauf und dran, den Bockstreich zu thun und — sie zu heiraten! Na, das wäre doch eine unerhörte Schande gewesen, wie sie das Kringelmannsche Ehepaar einfach nicht überleben konnte! Und sämtliche Kringelmannschen Ehepaare von früher, die so sanft und ehrbar auf dem Kirchhofe ruhten, sie würden sich einfach im Grabe umdrehen, wenn sie es vernähmen, denn es ist zu ihren Lebzeiten nicht dagewesen, daß ein Kringelmann sich dermaßen vergab! —

Meister Kringelmann starrte den Brief an und wußte nicht: hatte er falsch oder richtig gelesen?

Schwer unglücklich saß das Ehepaar Kringelmann wieder einmal beisammen und riet hin und her, was denn zu machen wär'. Da kam die Frau auf den Gedanken und meinte: „Weißt du, Alter, wir machen es so: Du schreibst an ein Auskunftsbureau und läßt dir genau mitteilen, was die Person" — die Frau Bäckermeister that ihr nie und nimmer die Ehre an, sie bei Namen zu nennen — „schon alles verbrochen hat. Das kriegt der Wilhelm dann unter die Nase gerieben — schwarz auf weiß! Wenn er sie dann noch will, so ist ihm nicht zu helfen. Wir aber enterben ihn."

Der Meister that, wie die Frau es geheißen; aber, gerieben wie er war, hütete er sich wohl, selbst an das Auskunftsbureau zu schreiben; nein, er wollte bei der Sache so ganz im Hintergrunde und im Dunkeln bleiben. So schrieb ein anderer, ein guter Bekannter, für ihn an das Bureau, und bald war die erwünschte Auskunft da. Freudestrahlend brachte der Meister sie eines Tages heim, und flugs setzten sich die beiden Ehegatten zusammen, um das Sündenregister der vermaledeiten Person durchzugehen. Die Auskunft aber lautete wörtlich, wie folgt:

„Fräulein Amalie Liebetraut ist die Tochter armer Eltern und seit 6 Jahren am Stadttheater angestellt; sie hat kein hervorragendes Talent, ersetzt diesen Mangel aber durch großen Fleiß, so daß sie einer sicheren Zukunft entgegengeht. Sie unterhält ihre Eltern und läßt ihren Bruder studieren. Ihr Ruf war bisher tadellos" . . . .

„Siehst du," warf da die Frau Bäckermeisterin dazwischen, die von dem bisher Gehörten nicht sehr befriedigt war, „jetzt kommt das dicke Ende . ."

„. . . tadellos," fuhr der Meister im Lesen fort, „aber in neuester Zeit hat sie bedenkliche Beziehungen angeknüpft . . ."

„. . . . na, sagt' ich's nicht . . ." schrie die Meisterin. . . .

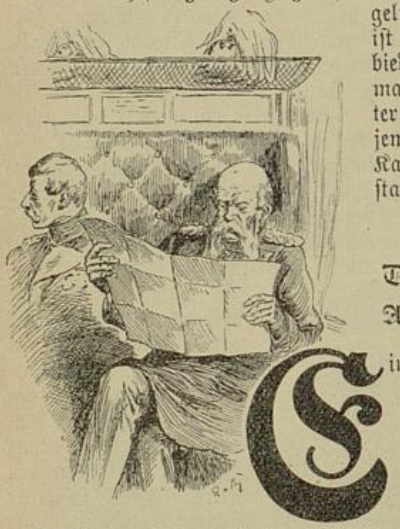
„. . . sie hat die Bekanntschaft eines leichtfertigen jungen Mannes gemacht, der ihr in ihrem guten Rufe nur schaden kann; sein Name ist Wilhelm Kringelmann . . . ."

Die Frau Bäckermeister fiel ins Sofa zurück und schnaufte nur so voller Atemnot. „Nein, so was, so was!" keuchte sie. Meister Kringelmann aber starrte den Brief an und wußte nicht: hatte er falsch oder richtig gelesen?

Eine weitere Aussprache zwischen den Eheleuten erfolgte nicht; aber das Ergebnis der eingezogenen Auskunft zeigte sich bald: es war eine Verlobungs- und nicht lange darauf eine Hochzeitsanzeige.

BLB Karlsruhe

Weiterhin, im Laufe der Jahre, folgten dann noch etliche andere Anzeigen. Jetzt sind die Kringelmanns zusammengezählt ihrer sieben: Großvater, Großmutter, Vater, Mutter und drei Enkel. Die ehemalige Schauspielerin ist das charmanteste Eheweib weit und breit; der etwas leichtfertig angelegt gewesene Wilhelm Kringelmann aber ist ein treuer, biederer Ehemann und Vater — wie nur jemals einer im Kalender gestanden hat.



Der neue Adjutant.

Ein preußischer General, der sich anno 70 einen Namen gemacht, war auch weiterhin noch lang in Diensten geblieben; Kaiser Wilhelm hatte ihn zu allen Zeiten hochgeschätzt und besonders ausgezeichnet, trotzdem die Excellenz ein etwas sonderlicher Herr war. So vertrug sich der General unter anderem mit seinen Adjutanten äußerst schlecht, und zwar vornehmlich deshalb, weil er das Reden nicht vertragen konnte, während die Herren Adjutanten im Reden zumeist ihre Stärke zeigen. Der oberste Kriegsherr war auch gegenüber dieser Eigenheit nachsichtig, indem er für den General mit Bedacht nur solche Offiziere auswählen ließ, die sich auch ihrerseits durch Schweigsamkeit auszeichneten; aber das Unglück war: keiner hielt es lange aus; alle Augenblicke mußte ein neuer Adjutant kommandiert werden. —

So hatte der General wieder einmal einen neuen Adjutanten erhalten und zwar kurz vor dem „Kaisermanöver". Frühmorgens am ersten Manövertag fuhren General und Adjutant mit der Eisenbahn ins Gelände hinaus; sie hatten einander lediglich durch dienstliches Anlegen der Hand an den Helm begrüßt. Stillschweigend schaute eine ganze Zeit lang der General zur Rechten, der Adjutant zur Linken auf die Landschaft hinaus. Endlich sagte der Adjutant, um doch 'mal etwas zu sagen: „Schönes Wetter heute, Excellenz!" — Der General erwiderte darauf nichts, und eine halbe oder ganze Stunde saßen sie wieder nebeneinander, während der Zug durch eine bezaubernd schöne Gegend dahin fuhr und allgemach auch die Sonne emporstieg; Berge und Thäler, Wälder und Wiesen flogen an ihnen vorüber, und darüber streute die helle Morgensonne ihre zauberischen Strahlen aus. Da fuhr es dem Adjutanten wider Willen über die Lippen: „Ein sehr schönes Wetter!" Der General aber sagte auch darauf nichts, sondern wandte sich seinem Fenster zu und vertiefte sich in seine Manöverkarte. —

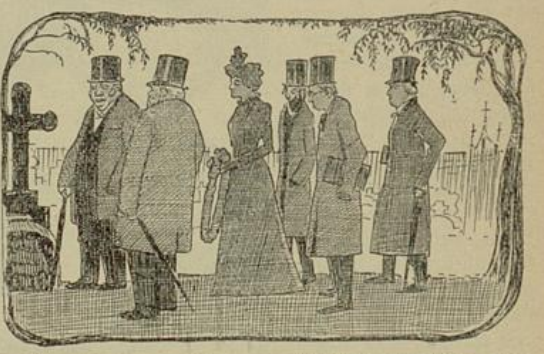
Als das Manöver zu Ende war, meldete sich der General bei dem Kaiser, der als Zuschauer beigewohnt hatte. Lächelnd reichte der Kaiser ihm die Hand und gedämpften Tones fragte er: „Nun, wie sind Sie mit dem neuen Adjutanten zufrieden?"

„Majestät, ein unerträglicher Schwätzer!"

Ein seltsam Vermächtnis.

Auf dem Friedhofe zu Verden im Hannöverschen kann man alle Jahre im Mai ein seltsames Schauspiel vor sich gehen sehen:

So um die Dämmerung erscheinen der Bürgermeister des Orts, der Landschaftsrat und etliche Schreiber auf dem Friedhofe und begeben sich an ein bestimmtes Grab. Unter ihnen aber schreitet ein junges Mädchen aus bürgerlichem Stande in Trauerkleidung, das einen mächtig großen Kranz trägt.



Am Grabe angekommen, tritt die Jungfrau vor und schmückt das Grab mit dem Kranze. Hierauf verlassen alle wieder den Kirchhof; über das Geschehene aber wird ein Protokoll aufgenommen, und die besagte Jungfrau erhält vom Stadtkassier runde 100 Mark in barem Gelde hingezählt.

Die Sache erklärt sich als ein Vermächtnis. Anno 1818 am 11. Mai wurde auf der Jagd der Sohn des Amtmanns und Gutspächters Soldmann zu Försten erschossen, und zum Gedächtnis an den Erschossenen vermachten die Eltern ein Kapital, aus dessen Zinsen alle Jahre eine unbescholtene Braut am Todestage des Erschossenen einen frischen selbstgewundenen Kranz auf das Grab des Jünglings legen soll, wofür sie die Zinsen des Kapitals erhält. Am Tage darauf soll sie dann Hochzeit halten, und das thut dann allemal eine jede gern.

Spruch.

Wen der herzhafte Druck einer schwieligen Arbeiterhand nicht sympathisch anmutet, der ist ein Gedankenloser und Undankbarer, nicht würdig das Brot zu essen, das unsere Brüder im Schweiße ihres Angesichts der Mutter Erde abringen.

BLB Karlsruhe

Eine Bierprobe zu Rom.

Bei den ehrwürdigen Vätern der heiligen Kongregation zu Rom gab es eines Tages nicht geringes Schütteln der Köpfe; es lag ihnen der Fastenbrief eines bayerischen Bischofs vor, in dem ganz klar und deutlich zu lesen stand, daß er es den Gläubigen seines Sprengels erlaube, die harten Quadragesimalfasten sich ab und zu durch einen Trunk eigenen „Hausbieres" erträglicher zu machen. Wie kann ein Bischof nur dergleichen erlauben?! Ja, wenn's statt Bier Wein gewesen wäre, da hätten wohl auch die ehrwürdigen Väter von der Kongregation dafür Sinn und Verständnis gehabt! Aber Bier, dies Getränk, das der Teufel extra für die barbarischen Deutschen, und insbesondere für diejenigen unter ihnen, die im Lande der Franken und Bajuvaren wohnen, erfunden hat, sollte doch kein Bischof mit auf den Speisezettel seines Fastenbriefes setzen dürfen!

Die ehrwürdigen Väter kosteten, sie kosteten einmal ums andere Mal.

Nur einer war unter den Vätern, der hatte ein mildes und versöhnliches Herz, weil er eben noch kein richtiger Bischof, sondern erst einer „in partibus" war.

Bescheidentlich erhob er seine Stimme und gab zu bedenken: „ob nicht am Ende der fremde Bischof doch zu entschuldigen wäre, wenn man in Betracht ziehe, daß ja doch das Land der Bajuvaren und Franken ganz ein anderes sei als das goldne Land Italia; im übrigen wisse hier ja keiner, was eigentlich Bier für ein Getränke sei, gehört habe man davon wohl, aber gekostet habe es bis dato niemand; und vor allem: wie der in dem Fastenbrief genannte „Haustrunk" beschaffen sei, das wüßte doch nicht einer unter der erhabenen Versammlung zu berichten." —

Die ehrwürdigen Väter konnten nicht umhin, sich diesen Erwägungen anzuschließen. Wie aber die Frage entscheiden? Da kam einer unter ihnen auf den gescheiten Gedanken, es solle der deutsche Bischof eine Probe des genannten Bieres nach Rom senden, damit man sich hier an Ort und Stelle von dessen Wesen und Bedeutung selbst überzeugen könne. —

Der bayerische Bischof, als er diesen Befehl erhalten, ließ alsobald ein ansehnliches Fäßlein Bieres, wie es die Bauern für ihre Knechte zu brauen pflegen, gut verpicht und verstopft, verladen und sandte es mit nächster Gelegenheit gen Rom. Nun waren dazumal die Eisenbahnen über die Alpen noch nicht fertig, und das Fäßlein ging einen gar langsamen Gang mit dem Frachtfuhrmann. Vierzehn Tage brauchte es, da war dasselbe erst am Fuße der Alpen angelangt; eine volle Woche blieb es da liegen, weil alle Pässe verschneit waren; endlich schmolz der Schnee ein wenig ab, und der Fuhrmann konnte es wagen, seinen Weg über den Brenner zu nehmen. Etliche Monate waren somit vergangen, als endlich das Fäßlein zu Rom vor dem stattlichen Palaste abgeladen wurde, woselbst die heilige Kongregation ihre Sitzungen abzuhalten pflegt.

Rasch war es bekannt geworden, daß die lange erwartete Probe des fremden Getränkes angelangt sei; sonst fehlte wohl dieser wegen Zipperleins, jener wegen Zahnweh, ein dritter hatte die Kirchenväter zu studieren; noch niemals aber waren die ehrwürdigen Väter so zahlreich beisammen gewesen wie dieses Mal! Das Fäßlein wurde von einem dazu bestellten Küfer entspundet, und bald hatte jeder eine Probe des Getränkes vor sich stehen.

Nun mag es sein, daß der Herr Bischof aus dem Bayerlande es hinter den Ohren sitzen hatte; er wird auch nicht gerade die feinste Sorte aller bayerischen Haustrunkbiere herausgesucht haben. Auch hatte ja das Bier durch die lange, lange Reise über

die Berge hinweg sicherlich nichts an Gehalt und Würze gewonnen! Es wird viel eher einem mittelstarken Essig ähnlich gewesen sein als einem regulären Biere. —

Die ehrwürdigen Väter kosteten, sie kosteten einmal ums andere Mal, und ihre Gesichter wurden immer länger und faltiger; austrinken that keiner, aber einstimmig ward beschlossen: „In poenitentiam bibant", d. h. zu gut deutsch: „Mögen sie das Zeug zur Fastenzeit trinken — dazu ist es der richtige Trank!" —

Seitdem trinkt, was ein echter Bayer und Franke ist, auch zur Fastenzeit in Ruhe sein Bier, kein Bischof und kein Kleriker hat je etwas dawider. Ja, etliche trinken munter mit, und nicht bloß zur Fastenzeit!

Stöffel, der Träumer.

Es giebt Menschen, welche fleißig sind und doch nichts zuwege bringen; welche dabei nichts haben und doch die Allerreichsten sind. Das sind die Träumer, die zu drei Vierteilen in Träumen leben und nur zu einem Vierteil in der Wirklichkeit. Sie halten mit sich selbst lange und aufgeregte Gespräche; fuchteln mit den Händen und zucken mit den Achseln. Sie machen sich im Kopfe eine eigene Welt zurecht, und je schlechter es ihnen hier geht, desto lieber halten sie sich in den Gefilden ihrer Einbildungskraft auf; aber vor lauter geträumter Herrlichkeit bringen sie es in der Gegenwart zu nichts . . . .

Da lag er und hatte sich die Nase der Länge nach aufgeschlitzt.

Einer dieser seltsamen Vögel ist Stöffel. Der stand einst im Winter im Hofe des Ratsschreibers und sägte Holz. Da dachte er: Wenn ich nur für jeden Stoß mit der Säge einen Groschen hätte. Wieviel verdiente ich da im Tag, in der Woche, im Jahr, in 10 Jahren? (Ein braver Schüler kann's ihm nachrechnen.) Da kam denn eine solche Summe heraus, daß er selbst davor erschrak und sich nun alle Sorgen machte, wie er das viele Geld auch richtig verwenden wollte. Bauer blieb er nicht, das stand fest. Aber in die Stadt ziehen wollte er auch nicht. Er wählte also einen Mittelweg, indem er so ein paar Aeckerlein und Weinberge kaufte, im übrigen aber sich hauptsächlich mit Bücherlesen unterhielt, denn das war seine Passion. Natürlich spannte er auch wacker sein Rößlein an und kutschierte bald nach Basel, bald nach Lörrach oder Müllheim, auch einmal mit der Frau zum Vetter nach Sierenz übern Rhein ins Elsaß hinein. Als er aber gerade wieder einmal in die Kutsche steigen wollte — siehe, da brach nicht etwa die Achse des Wägelchens, aber die Achse des Sägbockes zusammen, und der reiche Mann schlug auf dem Haufen Holz einen Purzelbaum um den andern: das schöne Kaleschlein aber fuhr wieder gen Himmel wie weiland der Wagen des Elias. Was war denn da geschehen? Vor lauter Träumen und Träumen hatte der Hans Guckindieluft nicht nur das dicke Stück Holz durchgesägt, sondern auch den Sägbock dazu! Da lag er und hatte sich die Nase der Länge nach an der Säge aufgeschlitzt.

* * *

Merke: 1. Bleib mit deinen Gedanken hübsch auf der Erde; dann fällst du nicht aus den Wolken.

2. Du sollst lieber rechnen als träumen.

Dem Hans ist es noch gelind gegangen; denn schon manch anderer hat vor lauter Träumen obenein seine Ehrlichkeit verloren, weil er seine Träume auf rasche und leichte, aber unredliche Weise hat wahr machen wollen. Und er hat dann auch Holz sägen müssen, aber nicht etwa im Hofe des Ratschreibers, sondern zu Freiburg hinter den hohen roten Mauern, wo die Schildwachen mit rollenden Augen auf- und abmarschieren, daß nur ja nicht einer von denen da drinnen unversehens wieder entwischt.

Spruch.

Ein eigen Ding ist's um die Lebensbahn;
Nicht jedem will die Pilgerfahrt gelingen,
Und kriechend kam schon mancher mehr voran
Als andre, die erhobnen Hauptes gingen.

Die Bekehrung.

Beim Zinkenbauern haben sie zum Nachtessen eine schmackhafte Mehlsuppe, drei Töpfe Milch und ein nicht unbedeutendes Körble geschwellter Kartoffeln mit Drescherappetit verzehrt. Jetzt putzen sie die runden Löffel am Tischtuch ab und hängen sie an der holzgetäfelten Wand auf. Dann stehen sie vom Tisch auf und beten das Tischgebet, den englischen Gruß, den Glauben und noch fünf Vaterunser für die armen Seelen — „'s ist eben droben auf dem Schwarzwald so Modi," wie die Bauern sagen.

Nach Beendigung des Gebetes geht jedes an seine Hantierung. Die Bäuerin und die Mägde sitzen zum Spinnrad, der Bauer und der Knecht stopfen die großen Porzellanpfeifen mit Varinaskanaster und lehnen, auf der Ofenbank sitzend, den breiten Rücken an die heißen Kacheln des Ofens; die holzschuhbekleideten Füße werden bequem ausgestreckt, und nun kann's losgehen, das Rauchen, Politisieren und Spinnen.

„I ha dir hüt au wieder 's Chrankegeld zahlt," sagte der Bauer zu Andres, dem Knechte; „'s ist halt doch e schöne Irichtung mit der Chrankekasse. Wenn eim öbbis fehlt, kann er doch ins Spital und hett si Kost und si Pfleg'!"

„Jo, jo," entgegnete Andres, „'s ist e netti Irichtung. Me cha eim nett 's Geld usem Sack luse dermit. Zue was au e Chrankekasse? Me hett früeiher au keini g'ha, 's ischt doch gange. 's wird jo wunderselten eis chrank bi üs und chummt's doch emol vor, so cha's d'r Bur ha. Wemme-n eim 's ganz Johr schindet und schafft, wird er eim au emol e paar Tag chönne chrank ha, bigotts! Aber do mueß me-n esange nünt as zahle und zahle, bigotts!"

„He, Andres," sagte der Bauer, „du zahlst jo kei Pfennig, ich zahl jo alles und ha dir g'wiß no nie nünt vorg'halte derwege."

„Sell scho," gab dieser zurück. „D' Bure zahlet 's Chrankegeld, aber guck: si gent eim weniger Lohn derfür und meinet no, sie thüeiet e guets Werk. D'r Dienstbott mueß alles zahle, so oder so, bigotts!"

„Des ischt jetz nit wohr. D' Dienste hennt früeiher, wo's no kei Chrankeversicherig gä hett, weniger Lohn g'ha as jetz," sagte der Bauer.

„Meh Lohn, saischt," sagte Andres, der mit dem Bauer per du sprach, „meh Lohn als früeiher? Derfür müent mer au mehr schinde, bigotts!"

„De thuescht au nit meh, as de chascht, und i denk', du chönntischt z'friede si, Andres!"

„I bi jo z'friede, aber do blib i derbi: e Chrankekasse-n ist bi üs usem Wald ganz unnötig. Des loß i mer g'falle-n in d'r Stadt drin, wo sie fast alli schwindsüchtig sind. Aber mir sinn g'sund usem Wald, bigotts!"

„Vatter," sagte der Sepple, der vornen am Tisch seine Schulaufgaben machte, „chumm, hilf mer doch e weng. I ha do eso-n e schweri Rechnig. 's heißt: wenn dr Metzger e Chalb chauft für 35 Mark und loßt's no 8 Tag stoh, wie viel mueß d'r Bur mehr verlange, wenn er dem Chalb jede Tag 6 Liter Milch git, der Liter zu 12 Pfennig g'rechnet?"

Der Bauer ging zum Sepple hin, das um so lieber, als er dadurch des Disputs mit Andres enthoben wurde.

Er und der Sepple brachten die schwierige Rechnung fertig, um so besser, als es sich dabei um Metzger, Kälber und Milch handelte, lauter Dinge, die den Zinkenbauern interessierten.

Noch waren sie indessen nicht fertig, da gruckste der Andres, der sich inzwischen den „langen Weg" auf der Ofenbank ausgestreckt hatte: „He, was isch jetz au des, bigotts!" und krümmte sich wie ein getretener Wurm.

„He, was hesch au?" fragte die Bäuerin.

„I weiß es selber nit, bigotts. Do, uf d'r linke Site sticht's mi, aß i mein', i müeß us d'r Hut fahre, und friere thuet's mi, was isch au des, bigotts?"

„Des isch d' Lungenentzündig," sagte der Bauer, „und am End' bruuchsch jetz doch d'r Dokter."

„He, sell wird doch nit si, um tusig Gotts wille, i wird doch nit chrank si, bigotts! Des wär' mer jetz doch e weng unkommod."

„I will dir e weng Garn in d'r blaue (das ist abgerahmte) Milch koche. D' Milch trinksch und 's Garn leit me-n uf die Site, wo's di sticht. 's hett no immer g'holfe," sagte die Bäuerin und ging in die Küche.

„Blibe do, Büri," schrie der Andres, „i will einfach nit chrank si. Blibe do, : bi nit chrank, i bi jo g'sund, bigotts!"

Die Bäuerin hörte nicht auf ihn. Sie that, wie sie gesagt, und es ging nicht lange, so kam sie mit dampfendem Garn, das sie dem Andres trotz seines

BLB Karlsruhe

Protestierens auf die linke Seite legte, und die heiße, blaue Milch mußte er trinken.

Jetzt kam der Andres in Schweiß, so sehr, daß er in einer Viertelstunde zweimal das Hemd wechseln mußte.

Auf dieses hin wurde es dem Andres wieder wohler, und er sagte: „Büri, Euch mueß i lobe, Ihr verstöhn öbbis, bigotts!"

Als am andern Tag der Arzt kam, war die Krisis schon überstanden, und der Herr Doktor konnte sich nicht genug verwundern.

„Was haben Sie nur angefangen, Bäuerin? Der Patient war, wie ich an allem sehe, sehr krank, und jetzt ist alle Gefahr vorüber," sagte der Doktor, und die Zinkenbäuerin erzählte von ihrem Radikalmittel.

„Ich will ihm jetzt noch ein Zugpflaster und etwas zum Einnehmen verschreiben. Dies und noch einige Tage im Bett, und unser Patient ist wieder munter," und er schrieb das Rezept und sagte im Abgehen: „Wenn es wider alle Voraussicht schlimmer werden sollte, dann schicken Sie zu mir, sonst komme ich nicht mehr, der Andres wird schon gesund."

Als nun die Medizin und das Zugpflaster kamen, meinte der Andres die Sache besser zu verstehen. Das Gesicht zu einem spöttischen Lächeln verziehend, sagte er: „Und de Dreck sott mir helfe? Für eso=n e Fingerhut voll Medizin und für eso=n e munzig chleis Pflästerli mueß me so viel Chrankegeld zahle? Jo, wenn's jetz au e Liter Medizin wär' und 's Pflaster so groß wie e Nastuech, hätt' i no Glaube dra. Aber eso en Dreck, nei, des hilft nit, bigotts. Eso=n e Pflästerli, nit größer als e Lokalzugbillet und eso=n e chleis Gütterli Medizin! Was denkt au d'r Doktor? Des wär' jo für e chlei Chind z' wenig, bigotts!"

„He, chumm, Andres," sagte die Bäuerin, „und nimm jetz emol e Löffeli voll, viellicht hilft's doch, und wenn's nit lengt, isch d' Apothek' jo no do!" Damit schüttete sie ihm einen Theelöffel voll in seinen immer noch räsonnierenden Mund.

Der Andres hatte fürs erste genug. Er schnitt ein Gesicht und machte Grimassen wie ein wütender Orang=Utang und brüllte geifernd: „Was ist das für en Dreck, bigotts?! Do isch jo d' Galle und d'r Wermut vo d'r ganze Welt drin. Eso=n e Gift chönne d'r Tüfel und si Großmueter nit fufe, bigotts, und i bi doch en Mensch, bigotts."

„Drum ebe," sagte der Bauer, „isch d'r Dokter g'schider as du. Was meinscht, wenn's jetz erst no en Liter wär'?"

„Göhn mer e weg mit dem Dreck und lege mer sell Pflästerli uf, viel wird's wölleweg au nit helfe," so jammerte der Andres.

Es wurde ihm willfahrt. Als aber das Pflästerle eine Weile hinten, gerade unter dem Schulterblatt, lag, verzog der Andres sein Gesicht noch mehr und schrie: „Thüen mer des Pflaster e weg, Bur! I halt's nimmi us. Do isch d'r libhaftig Tüfel drin, des cha jetz nit anderst si. Nimm's e weg, Bur, i halt's nit us, es rißt mer jo d' Seel rus, bigotts!"

„Jä zuem Ruszieh' isch's dört," sagte der Bauer. „Was meinscht, wenn's jetz erst so groß wär' wie e Nastuech, was wottsch au mache?"

„Nimm's e weg, bigotts, i halt's nimmi us! Bur, nimm des Pflaster e weg, oder ! spring zuem Fenster us!"

Man that ihm den Willen, und er wurde allmählich ruhig und aß nachts schon wieder seine gewohnte Mehlsuppe, that einen gesunden Schlaf, und am andern Morgen wollte er absolut aufstehen.

„Des thuescht jetz nit, Andres," sagte der Bauer, „du mueschst wenigstens noch acht Tag im Bett blibe. Was meinscht au? Meinscht, e Lungenentzündig sei e Chinderspiel? Im Bett blibsch! Do bi jetz ich Meischter und nit du!"

Der Andres fügte sich scheinbar. Als aber die Bäuerin um 9 Uhr ihm etwas zu essen bringen wollte, war das Bett leer und der Andres auf dem ganzen Hof nicht zu finden. Abends aber brachte man ihn, in Betten eingewickelt, auf einem Bernerwagen. Er war am Morgen in den Hirschen gegangen und hatte dort einige Viertel kalten Wein getrunken, was ihm natürlich nicht gut that.

Die Lungenentzündung kam wieder, diesmal aber etwas besser, so sehr, daß man den Herrn Pfarrer holen mußte.

„Jä, um Gotts wille," keuchte Andres, „was henn Ihr mit mir vor? I wird doch bigotts nit sterbe müesse? Des wär' mer doch au sölli z'wider, bigotts!"

„Das sagt noch niemand, Andres, daß du sterben mußt. Wir wollen das Beste hoffen. Aber wenn man so schwer krank ist, dann ist's doch auf alle Fälle besser, wenn man sich mit Gott aussöhnt, und

Alle Bewohner des Zinkenbauernhofes knieten auf den Boden und beteten die Sterbegebete.

besonders du, Andres, hast es sehr notwendig. »Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen« heißt's, und du thust es in jedem Satz, den du sprichst."

„He, Herr Pfarrer, was Ihr sage, vo dem weiß i jo gar nünt."

„Andres, ich weiß wohl, daß du nichts Böses dabei denkst; aber dennoch ist es nicht schön, wenn man immer „bigotts“ sagt. Also, willst du beichten?“

„He, wenn Sie's denn so ha wennt, es soll mer recht si, bigotts!“

Andres beichtete und kommunizierte, der Pfarrer gab ihm seinen Segen und ging; Andres aber wurde wieder ganz fröhlich im Bett.

Gegen Abend aber wurde es schlimmer, so schlimm, daß man nur noch um ein seliges Ende betete. Die Bäuerin stellte die Sterbekerzen und das Kruzifix auf den Tisch und zündete die erstern an; alle Bewohner des Zinkenbauernhofes knieten auf den Boden und beteten die Sterbegebete.

Der Andres aber machte den Ausspruch des Arztes und die Vermutungen aller andern zu Schanden. Seine Riesennatur überwand noch einmal die Krisis, und als sie gerade am letzten Vaterunser der Sterbegebete waren, machte er, der bisher besinnungslos dagelegen, plötzlich die Augen auf und sagte: „O — be — te — nit, i — w — will — nit — st— st — ster — be, — i will le — be — b — bi — gotts!“

Und wirklich, der Andres kam wieder zu sich, aber mit der Genesung ging es diesmal etwas langsam. Wochenlang mußte er das Bett hüten. Das, die gute Pflege, die ihm die Zinkenbäuerin angedeihen ließ, und der Zuspruch des Pfarrers machten ihn weich wie Wachs, und er wurde ein ganz anderer.

„In Zuekunft,“ sagte er, „will i besser folge, 's hätt' nit viel g'fehlt, so wär' i g'storbe und am End' wär' i no in d' Höll' chumme, was meinscht, Bur?“

„'s hätt' wohl chönne si. Aber 's isch guet, aß es so guet abg'loffe=n isch. Tausig anderi wäre g'storbe, wenn sie's so g'macht hätte, wie du, hett der Doktor gsait.“

Als der Andres wieder aufstehen durfte, als er mit Hilfe des ihm ausbezahlten Krankengeldes seine Kräfte wieder heben und seinen Obliegenheiten wieder nachkommen konnte, wurde er überglücklich und lernte die Gesundheit, die er früher nie ästimiert, sehr schätzen. Die Krankenkasse aber stand jetzt in hoher Achtung bei ihm, und dem Pfarrer zuliebe sagte er von nun an nicht mehr „bigott“, sondern „bigellt“.

D'r Bur, d' Büri und d'r Pfarrer und d' Chrankekass' solle lebe hoch, hoch, hoch!“

* * *

Im Frühjahr, als er morgens, noch bei Mondenschein und Sternenschimmer, hinaus zum Mähen ging, als der Duft der Matten und die Pracht der taubelegten Blumen ihn erquickten — da wurde es ihm so wohl, daß er beim Wetzen seiner Sense, die wie Silber im ersten Strahl der Sonne blinkte, in dankbarer Erinnerung all des Guten, das ihm während seiner Krankheit gethan worden war, in die nebelschwangere Luft hineinjubelte: „Wie bi au ich so froh, aß i no leb' uf dere schöne Welt! D'r Bur, d' Büri und d'r Pfarrer und d' Chrankekass' solle lebe hoch, hoch, hoch!“

Ein teurer Ziegenbraten.

Der Bauer Landolin Boos war aus Schönwald zum Markte nach Furtwangen hereingekommen; es gelüstete ihn nach einem saftigen, knusperigen Ziegenbraten. Zugleich wollte er einen alten Vetter, der just mit Tod abgegangen war, begraben helfen. Auf dem ganzen Markte zu Furtwangen war aber nicht eine einzige lebende Ziege zu sehen; dagegen sollte in Gütenbach eine stehen — eine, so recht gemacht zum Braten. Unser Landolin setzt sich auf, kutschiert mit seinem Wägelchen nach Gütenbach. Nur sieben Mark zahlt er dafür, und als Trinkgeld 25 Pfennig; er packt die Ziege, bindet ihr die Beine zusammen und thut sie auf den Wagen. Dann geht's wieder nach Furtwangen zurück. Vor der „Krone“ wird gehalten, denn der Bauer muß ja den Vetter begraben helfen. Derweilen steht das Wägelchen vor dem Gasthaus; der Gendarm geht zufällig vorüber und sieht die Ziege mit gebundenen Beinen auf dem Wagen liegen. Ohne weiter Zeit zu verlieren, besorgt er einen Strafzettel über 5 Mark wegen Tierquälerei, und als der Bauer, noch ganz zerknirscht von der schönen Grabrede, wieder zu seinem Wagen kommt, wird ihm der Zettel unter die Nase gehalten! Landolin zahlt voller Wut, gießt noch einen hinter die Binde und fährt dann schleunigst ab. Als er kaum am Rompenberg ist, hält ihn einer an: Wieder ist's der Gendarm, denn Landolin ist ohne Laterne gefahren, was ihn wieder 5 Mark kostet. Endlich wieder daheim, ladet er seine Verwandten zu einem Ziegenschmause ein, und richtig kommen sie alle insgesamt, wie sie geladen sind, so daß ihm für seine Person nur ein mageres Knöchlein zufiel. Dafür hat er das Vergnügen und zahlt — nochmals 5 Mark Strafe, weil er es versäumt hat, den Fleischbeschauer bei dem Ziegenbraten mit zu Rate zu ziehen.

„Au weh, au weh,“ machte da unser Landolin, „7 Mark und 25 Pfennig das Zicklein; 5 Mark Strafe, nochmals 5 Mark und wieder 5 Mark Strafe — das macht 22 Mark und 25 Pfennig — das war ein teurer Ziegenbraten!“

Spruch.

Leicht überschätzt der edle Mann,
Das, was er selbst nicht machen kann;
Verkleinernd unter das Seine
Herab zieht's der Gemeine.

Geibel.